Am häuslichen Herd.

Criminal- und Strandgeschichten.

Von

Ernst Willkomm.

Erster Band.

Gotha,

Verlag von W. Opetz.

1859.

Inhalt.

I.

Das Spiegelbild.

Criminal-Geschichte.

1.

Die Meldung.

Bei dem Gerichtspräsidenten von Hillmer war Gesellschaft. Während die jüngeren Personen sich lebhaft unterhielten, hatten sich eine Anzahl älterer Herren in einem Nebenzimmer um die Spieltische gruppirt. Unter diesen befand sich auch der Präsident. Schon waren mehrere Partheien mit wechselndem Glücke beendigt und man gewahrte an dem geschäftigen Hin- und Wiedergehen der Diener, an Gläsergeklirr und anderm bezeichnenden Geräusch, daß bereits Vorbereitungen zum Souper getroffen wurden, als der Bediente dem Präsidenten ein Billet überreichte. Die Mittheilung mußte wichtig sein, denn von Hillmer entfernte sich mit einigen entschuldigenden Worten. Gleich darauf hörten die Zurückgebliebenen lebhaftes Gespräch, das indeß bald zu leisem Geflüster sich abdämpfte. Es gingen Thüren auf und zu, die Schelle am Hause läutete mehrere Male rasch hinter-

einander, Männer mit schweren Schritten kamen und gingen, und zuletzt rollte ein Wagen vor. Nochmals betrat Jemand die Wohnung des Präsidenten. Dieser neue Ankömmling ward in das Arbeitszimmer desselben geführt, und nach Verlauf von etwa acht Minuten vernahmen die im Salon Versammelten, daß von Hillmer dringend zu einem Andern sagte:

„Verlieren Sie keine Zeit! Der Fall ist seltsam, unbegreiflich! Es wird eine langwierige, vielleicht ganz fruchtlose Untersuchung geben."

Hierauf entfernte sich der Wagen. Von Hillmer kehrte zurück in den Salon, und obwohl er, als Mann von Welt, gewöhnt, sich vollkommen zu beherrschen, mit unbefangener Miene, heiter und freundlich wieder in der Gesellschaft erschien, konnte ein scharfes Auge doch entdecken, daß eine Verwandlung in ihm vorgegangen war. Sein Blick war verschleiert, nach Innen gekehrt, das Lächeln, das um seine Lippen spielte, ein mit Glück erkünsteltes, dem nur die bezaubernde Frische natürlicher Harmlosigkeit fehlte.

Es war inzwischen angerichtet worden und die Gesellschaft nahm Platz an der Tafel. Aber auch hier fand sich nicht sogleich jene ungezwungene Fröhlichkeit ein, welche allen materiellen Genüssen erst die rechte Weihe gibt und sie gleichsam vergeistigt. Es wollte kein freies

Gespräch aufkommen, Jeder begnügte sich mit dem Nachbar rechts und links zu flüstern oder, um doch nicht ganz in peinvolles Schweigen zu versinken, die allergleichgültigsten Dinge zu berühren.

Von Hillmer fühlte ganz das Unangenehme dieser geistigen Beengtheit, welche sich aller Gäste bemächtigt hatte, und so hielt er es denn für angemessener, diesen eine Mittheilung zu machen, die am nächsten Morgen doch Gemeingut Aller sein und wahrscheinlich mehrere Tage lang das hauptsächlichste, wo nicht ausschließliche Gesprächsthema der ganzen Stadt bilden werde.

„Sie haben sich, wie es scheint, verstimmen lassen, meine Herren," nahm nach kurzem Zaudern der Präsident das Wort, „und an dieser Verstimmung bin ich wohl ganz allein Schuld. Aber Sie müssen mich entschuldigen. Eine Nachricht, die mir überbracht ward, hat mich überrascht und, ich läugne es nicht, auch erschüttert. Vor wenigen Stunden ist mitten in dem bewohntesten Theile unserer Stadt ein schweres Verbrechen begangen worden."

„Ein Verbrechen?" wiederholte hier flüsternd, dort laut mehr als eine Stimme.

„Ein Mord," fuhr von Hillmer fort, „ein Mord, der lange voraus bedacht sein muß; denn so viel ich aus der ersten, allerdings nur flüchtigen und darum

sehr unvollständigen Mittheilung errathen konnte, sind auch nicht die geringsten Spuren vorhanden, die einen Anhalt geben könnten zur Ermittelung des oder der Verbrecher."

„Und ein solches Verbrechen konnte begangen werden mitten in der Stadt, am hellen Tage?" warf ein junger Lieutenant ein.

„Daß es begangen worden ist, läßt sich nicht bezweifeln," sagte von Hillmer, „die Stunde aber, wo die That geschah, sich so ohne Weiteres nicht festsetzen. Darüber wird erst die genaue Aufnahme des Thatbestandes und die spätere Untersuchung etwas Sicheres ergeben."

Er schwieg, da jedoch Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet blieben, und mancher junge Busen sich in neugierigem Bangen rascher hob und senkte, nahm von Hillmer nach einer Weile abermals das Wort. „Sie haben wahrscheinlich Alle schon einmal von der originellen Wittwe Billander gehört oder kennen sie wohl auch vielleicht persönlich."

„Gewiß! gewiß!" warfen Viele dazwischen.

„Sie wohnte in der R—straße, in dem Besitzthume des Gärtners Trapp," sagte der junge Lieutenant, der fast alle Bewohner der Residenz kannte.

„So ist es," fuhr der Präsident fort. „Diese noch immer stattliche Dame hat man vor etwa zwei Stunden todt in ihrem Boudoir gefunden. Man glaubte an-

fänglich, sie schlafe, da aber kein Geräusch sie erweckte, sah man, daß sie leblos in der Ecke des Divans lehnte. Die Hände hielt sie über der Brust gefaltet oder richtiger krampfhaft verschränkt. Die Augenlider waren nur halb geschlossen, und so hatte es ganz den Anschein, als sei die Dame durch einen plötzlichen Schlaganfall dem Leben entrückt worden. Als man aber näher zusah, entdeckte man verdächtige Flecken am Halse, die Zunge war hart an die Zähne gepreßt und ein paar Blutstropfen standen zwischen den sehr fest geschlossenen Lippen. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß die Unglückliche von verbrecherischen Händen erdrosselt wurde. Allein wer das Verbrechen begangen hat; ob Hausgenossen, Verwandte, Bekannte dabei betheiligt sein mögen, oder ob ganz fremde Personen die Einsame überfielen, um sie zu berauben: von dem Allen wissen wir zur Stunde noch nichts."

Diese Mittheilung gab der Gesellschaft hinlänglichen Stoff zu fernerer Unterhaltung. Der verübte Mord, über dessen Veranlassung zur Zeit noch ein undurchdringliches Dunkel schwebte, war und blieb das Gesprächsthema während des ganzen Abends. Natürlich kamen dabei auch die Verhältnisse der Ermordeten zur Sprache und manches bis dahin nicht allgemein Bekannte ward erzählt, so daß der Präsident von dieser Unter-

haltung entschieden Nutzen hatte. Die verschiedenen Mittheilungen und Bemerkungen, welche er vernahm, gaben wenigstens Gelegenheit, sich ein ungefähres Charakterbild von der Wittwe Billander zu entwerfen, an das sich später möglicherweise wieder anknüpfen ließ, wenn man der That selbst und deren Ausübern nachspürte.

Frau Billander war jung verheirathet worden. Sie besaß von Haus aus Vermögen, das sich durch ihre Verheirathung noch bedeutend mehrte, da ihr verstorbener Gatte mit vielem Glücke kaufmännische Geschäfte betrieben hatte, später Jahre lang auf den holländischen Colonien in Ostindien verweilte, wohin seine junge Frau ihn begleitete, und als anerkannt reicher Mann wieder nach Europa zurückkehrte. Hier lebte er von dem Ertrage seines Vermögens, bald in gänzlicher Zurückgezogenheit, bald wieder in Saus und Braus. Die Ehe schien, obwohl sie kinderlos geblieben war, ungewöhnlich glücklich zu sein, da die Frau mit dem, was der Mann anordnete, stets einverstanden war. Manche freilich wollten behaupten, nicht der Mann habe im Hause zu befehlen, sondern die Frau führe das Scepter. Auch ginge die wunderliche Manier, Abwechselung in den Genuß des Lebens zu bringen, nicht von dem Manne aus, sondern hätte ihren Ursprung in den Capricen der Frau, die einen Widerwillen gegen alles Alltägliche besitze.

So geschah es, daß viele Bewohner der Residenz nach und nach nicht blos bekannt, sondern bis zu einem gewissen Grade sogar vertraut mit dem eigen gearteten Ehepaar wurden. Billander's gaben erst kleine, dann größere Gesellschaften, und in Folge solcher geübten Gastfreundschaft kamen sie in ziemlich lebhafte Berührung mit den besseren Kreisen. Im Allgemeinen jedoch hielten sich die Meisten etwas zurück, und zwar blos der Excentricitäten wegen, welche Frau Billander anhingen. Die noch sehr hübsche Frau kleidete sich stets auffallend. Sie besaß eine große Vorliebe für grelle Farben und hatte dieselbe wahrscheinlich aus holländisch Indien mitgebracht. Sie verstand aber diese Farben trefflich zusammen zu stellen, so daß sie ihr ausgezeichnet zu Gesicht standen.

Eine Frau, die einen von der gäng und geben Mode so unabhängigen und noch dazu guten Geschmack bekundete, konnte unmöglich lange der Verläumdung entgehen. Die Einen bezüchtigten Frau Billander der Unweiblichkeit, Andere wollten wissen, daß sie starrsinnig, voller Capricen sei und ihren geduldigen Mann in der Stille ihrer Häuslichkeit auf die abscheulichste Weise durch ihre Einfälle und Eigenheiten quäle. Die Schlimmsten und Scandalsüchtigsten, denen vielleicht ihre originelle Tracht sehr wohl gefiel, ohne daß es ihnen ge=

lingen mochte, die Blicke der vielbeachteten Frau auf sich zu ziehen, verschmähten es sogar nicht, den Ruf der Unbescholtenen, nur allzu Extravaganten, anzutasten. Kurz das seltsame Ehepaar Billander war in der guten Gesellschaft Jedem bekannt und Jeder machte, bald nach dieser, bald nach jener Richtung hin, seine Glossen über dasselbe.

Vor drei Jahren hatte Herr Billander bei einem Wettrennen, an welchem er als sehr tüchtiger und muthvoller Reiter Theil nahm, das Unglück zu stürzen. Es war ein sogenanntes Hürdenrennen, und das Thier, das ihn trug, stürzte bei einem Sprunge so unglücklich, daß es auf den Reiter zu liegen kam und ihm mehrere Rippen zerbrach.

Obwohl Billander die sorgfältigste ärztliche Behandlung genoß und seine Frau ihn mit aufopfernder Zärtlichkeit pflegte, die jede Verläumdung verstummen ließ, genaß er doch nicht. Die linke Lunge war durch den Fall stark verletzt worden. Billander warf Blut aus und schon nach einigen Monaten zuckten die Aerzte zu dem bedenklichen Zustande, der sich einstellte, die Achseln. Er siechte noch einige Monate hin und verschied in den Armen seiner Frau, die seinen Verlust aufrichtig betrauerte.

Von dieser Zeit an lebte die reiche Wittwe anderthalb Jahre so ganz zurückgezogen, daß sie in gänzliche

Vergessenheit gekommen sein würde, hätte es nicht einige Männer gegeben, die Anstalt trafen, sich ihr zu nähern. Das war nun aber nicht leicht. Theils ließ die Wittwe Billander nur Solche zu sich, die sie von früher her schon genau kannte, theils auch trug ihr ganzes Verhalten so entschieden den Stempel einer tiefen, aus dem Herzen kommenden Trauer um den Verstorbenen, daß schon eine bedeutende Dosis Libertinage dazu gehörte, einer so schwer Bekümmerten die Hand zu einem neuen Ehebunde anzutragen. Erst nach anderthalb Jahren zeigte sich Wittwe Billander wieder öffentlich. Auch nahm sie dann und wann eine Einladung an. In ihrer eigenen Wohnung aber sah sie nie wieder Gesellschaft.

Auch ihr Geschmack hatte eine entschiedene Aenderung erlitten. Wenn sie vor dem Tode ihres Mannes nur grelle Farben zu Kleiderstoffen wählte und letztere in solcher Menge besaß, daß sie fast täglich ein anderes, immer aber merkwürdig auffälliges, jedoch geschmackvolles Gewand trug, legte sie jetzt nur noch schwarz an. Man hörte sie deshalb wohl scherzweise bisweilen die „schwarze Dame" nennen.

Ob nach ihrem Wiedererscheinen in gesellschaftlichen Kreisen einer oder der andere ihrer Verehrer der trauernden Wittwe wirklich einen Heirathsantrag gemacht

hatte oder ob ihr tiefernstes Wesen diese in bescheidener Entfernung zu halten wußte, war Niemand bekannt. Die Gesellschaft nannte nur die Namen von drei Männern und bezeichnete diese drei als Rivalen. Wittwe Billander selbst schwieg gegen Jedermann, und wenn man sie nicht für äußerst verstockt und verschlagen halten sollte, so mußte man zu der Ueberzeugung kommen, daß eben ihr consequent ernstes Auftreten und ihr tadellos=würdiges Benehmen die feurigen Verehrer ohne Aufsehen von ihrer Schwelle verscheucht habe.

Es konnte nicht ausbleiben, daß schon in der Abendgesellschaft des Präsidenten die Namen dieser drei Männer, welche sich wenigstens im Stillen um die Hand der reichen Wittwe beworben hatten oder dies doch beabsichtigten, von Mund zu Mund gingen. Niemand beneidete sie jetzt um das Wohlgefallen, das sie im Beschauen der schwarzen Dame gefunden. Nach dem schrecklichen Ende der Wittwe Billander konnten sie leicht in die Untersuchung verwickelt werden.

Dies ungefähr war Alles, was die Gesellschaft von dem Leben und den Verhältnissen der Dame wußte, die so unerwartet und auf so gewaltsame Weise der Welt entrissen ward. Da sie seit dem Tode ihres Mannes die Einsamkeit entschieden mehr als gesellige Zerstreuung liebte und, wie schon bemerkt, Niemand bei sich sah, so

hatte sie auch ihre Dienstboten bis auf zwei entlassen. Ein ältlicher Mann, den sie aus Ostindien mitgebracht, und ein junges Mädchen, das die Stelle einer Zofe bei der Wittwe bekleidete, waren ihre einzigen Hausgenossen.

Die Gesellschaft rüstete sich eben zum Aufbruche, als ein Wagen vorfuhr. Ein bekannter Mann, der Criminal-Actuarius Freiburg trat in's Entréezimmer, um dem Präsidenten vorläufig Bericht abzustatten. Freiburg war mit Besichtigung der Localitäten, der todt Gefundenen, kurz mit Aufnahme der ganzen Sachlage betraut gewesen. Von Hillmer vernahm diesen Bericht unter vier Augen.

„Es ist gut, Herr Actuarius," sprach er, den jungen, aufgeweckten Mann wieder entlassend. „Ich werde Morgen das Nöthige verfügen. Für heute scheint mir in dieser merkwürdigen Angelegenheit genug gethan zu sein."

2.

Der Schauplatz des Verbrechens.

Das Haus in der R—straße, welches die Wittwe Billander seit ihrem Aufenthalte in der Residenz bewohnte, bildete ein Viereck. Da die Wittwe die Stille

liebte und sich nicht ohne Noth den Vorübergehenden zeigen mochte, hatte sie schon seit Jahr und Tag den nach dem Garten gehenden Flügel bezogen, welchen ein geräumiger, mit Grasplätzen verzierter Hof von der Vorderfronte schied. Das Vordergebäude bestand aus einem Geschoß zu ebener Erde und einer Bel-Etage. Ueber dieser befanden sich mehrere Mansardenzimmer, die von drei bis vier Partheien bewohnt wurden, und deren Fenster theils der Straße zugekehrt waren, theils nach dem Hofraum hinaussahen. Von diesen Mansardenzimmern aus konnte ein aufmerksames Auge ziemlich Alles beobachten, was im Hinterhause, wo die Wittwe Billander mit ihren beiden Dienstboten lebte, vorging.

Anfang Herbst traf der volle Schein der untergehenden Sonne die ganze Reihe der nach dem Hofraume hinausführenden Mansardenfenster, so daß sie dann von Gold übergossen schienen.

Die Hauptthür zum Hinterhause öffnete sich nach Innen und bestand in ihrer oberen Hälfte aus schmalen, bunten Glasscheiben. Warf eins der Mansardenfenster die Sonnenstrahlen zurück auf diese buntfarbigen Gläser, dann spiegelten sie in weichem Glanze sich auf dem parkettirten Fußboden des Zimmers ab, in das man zuerst trat, wenn man das von der Wittwe Billander bewohnte Parterre besuchte. Gegenüber dieser Thür war

ein alterthümlicher Camin mit vielen Verschnörkelungen angebracht, der indeß nicht benutzt wurde. Unter dem Camin, in die Wand tief eingefugt und zum Hause gehörig, befand sich ein sehr breiter und bis zum Plafond hinaufreichender Spiegel, den nur ein paar Flecke entstellten, weshalb er nicht mehr für ein werthvolles Möbel gelten konnte.

Bald nach dem Kundwerden des verübten Verbrechens bildeten sich in der R—straße Menschengruppen, die über das Geschehene sich unterhielten. Vor dem Hause wogte eine solche Menge Neugieriger auf und ab, daß die Straße völlig gesperrt wurde und alle Communication aufhörte. Erst nach Besetzung des Hauses mit Polizeimannschaften, deren Aufgabe es zugleich war, Jedem den Zutritt zu versagen, zerstreute sich die Menge der Gaffer. Nur eine geringe Zahl sammelte sich immer von Neuem vor dem großen Thorwege des Vorderhauses, da selten Jemand die R—straße entlang ging, ohne einige Augenblicke vor dem jetzt Allen interessant gewordenen Gebäude zu verweilen.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden ward Präsident von Hillmer durch den Untersuchungsrichter, den Gerichtsarzt und zwei Actuarien abgeholt, um den Schauplatz des Verbrechens persönlich in Augenschein zu nehmen. Als die Wagen mit diesen Herren vorfuhren,

vermehrte sich die Zuschauermenge auf's Neue, verhielt sich aber still und durchaus passiv.

Von Hillmer durchschritt langsam die Einfahrt des Vorderhauses und ließ seine Blicke überall hinschweifen. Er fragte dabei den Criminal-Actuarius Freiburg, ob man sich bereits genau unterrichtet habe über sämmtliche Mitbewohner des Hauses und deren Verhältnisse.

„Es ist geschehen, Herr Präsident," versetzte Freiburg. „Sobald Sie es wünschen, lege ich Ihnen die betreffenden Notizen vor."

„Hat man Grund, gegen irgend Jemand Verdacht zu hegen?"

„Bis jetzt fand sich keiner."

Die Herren traten in den Hofraum. Das Hintergebäude lag gerade vor, die offenstehende Flügelthür zum Entrée war von mehreren Wächtern besetzt. Von Hillmer gewahrte im Vorschreiten, daß der schon erwähnte große Spiegel über dem alterthümlichen Camin ihn und seine Begleitung zurückwarf, und als er bis dicht an die Thür gelangt war, konnte er auch das jetzt hinter ihm liegende Vorderhaus vollständig im Spiegel erkennen. Alle Fenster der Mansarden waren mit neugierigen Köpfen gleichsam garnirt.

Von Hillmer blieb unter der Thür stehen und kehrte sich um. Als fürchte man den Blick des einflußreichen,

durch seine Stellung mächtigen Mannes, zogen sich sofort die meisten Zuschauer in der Mansarde zurück. Nur eine ältliche Frau von ernsten Zügen und ein junges blühendes Mädchen von seltener Frische blieben ruhig neben einander im Fenster lehnen.

„Wohnt diese Frau da oben?“ lautete die scheinbar gleichgültige Frage des achtsamen Präsidenten.

„Seit zehn Jahren schon,“ versetzte Freiburg. „Es ist eine Näherin mit ihrer Tochter, die Beide des besten Rufes genießen.“

„Sie heißen?“

„Christiane und Antonie Seedorf.“

„Gibt es nur diesen einzigen Eingang zum Hause?“ fragte der Präsident, bedächtig gegen den Camin vorschreitend.

„Eine zweite Thür führt nach dem Garten. Sie war aber von Innen verriegelt. Auch beweist der verrostete Zustand des Schlosses, daß sie schon längere Zeit nicht mehr geöffnet worden sein kann. Man scheint überhaupt den Garten nicht benutzt zu haben, denn er sieht sehr vernachlässigt, beinahe wüst aus.“

Die Herren durchschritten einen ziemlich dunkeln Corridor, von welchem mehrere Thüren zu beiden Seiten nach den verschiedenen Zimmern führten. Das Boudoir der Wittwe Billander lag nach der Gartenseite und hing

nur noch mit dem daranstoßenden Gartenzimmer zusammen.

Auf den ersten Blick ließ sich erkennen, daß der oder die Verbrecher nur durch das Entréezimmer und den Corridor eingedrungen und nach vollbrachter That auf eben diesem Wege wieder zurückgegangen sein konnten.

Noch lag die Todte im Divan. Der Gerichtsarzt erklärte nochmals, daß der Tod durch Erdrosselung herbeigeführt worden sei. Eigentliche Verwundungen waren nicht sichtbar. Die Züge der Todten zeigten keine auffallende Entstellung, einen finstern, ja fast ingrimmig zu nennenden Ausdruck abgerechnet, der ihnen geblieben war. Auch die Kleider waren in keiner Unordnung, weshalb sich nicht annehmen ließ, daß vor der That ein Kampf stattgefunden hatte. Nur die rechte Hand, die fest gekrümmt auf der linken ruhte, schien einen Gegenstand festgehalten zu haben. Von Hillmer machte den Arzt darauf aufmerksam, und als dieser die steifen, erkalteten Finger der Todten öffnete, entglitt derselben ein zerknittertes Stück Papier.

„Ein Corpus delicti," sprach von Hillmer, das Papier aufhebend und entfaltend. Es war beschrieben und ohne Zweifel das Fragment eines Briefes. Die Worte aber, die es enthielt, gaben, aus allem Zusammenhange gerissen, keinerlei wünschenswerthen Aufschluß. Dennoch

mußte der Brief Wichtiges enthalten haben, denn offenbar hatte die Wittwe sich entweder in dessen Besitz setzen, oder ihr Eigenthumsrecht an demselben nicht aufgeben wollen. Die Worte des Brieffragmentes lauteten:

„— — verborgen bleiben. Ich habe alle Achtung — — — — ganz erfunden und — — — Batavia zurückkehren. Dort weiß ich, daß meiner — — — wäre genügend; ich verlange — — — beraubt. Hätte damals der — — — — — ausgestoßen. Nun bin ich — — — — verdammt sein. Die Zeit ist nahe — — — — — Elend.“

Die Handschrift war fest und schien von einem Manne herzurühren, das Papier vergilbt, als habe es lange in verschlossenem Raume gelegen. Leider ließ sich aus dem so kurzen Bruchstücke nicht errathen, ob der vernichtete Brief eine Forderung an die Wittwe Billander stellen oder eine Ungerechtigkeit früherer Tage rügen und ihr vorhalten sollte. Für letztere Vermuthung sprach nur das Wort „Batavia“. Es mußte dem zu Folge irgend einen dunkeln Punkt im Leben der Ermordeten geben, der nach holländisch Indien hinwies. Und wer konnte wissen, ob nicht die Abreise des Ehepaares Billander aus Batavia mit dem jetzt nach vollen zehn Jahren verübten Verbrechen in genauestem Zusammenhange stand!

Die weiteren Nachforschungen im Hause, die viele

Stunden dauerten und sich bis auf die verborgensten Winkel erstreckten, gaben keine weiteren Aufschlüsse. Man fand gar nichts, das Verdacht hätte erwecken oder einen Fingerzeig für die Untersuchung abgeben können. Ein Raubmord lag entschieden nicht vor, denn weder war ein Secretär oder eine Chatoulle erbrochen, noch wurden Gold und Kostbarkeiten vermißt. Nur Rache oder Eifersucht, möglicherweise auch verschmähte Liebe konnte Anlaß zur That gegeben haben.

Das Verhör der Dienstboten erwies deren vollständige Unschuld. Beide, der Bediente und die Zofe, waren am Tage des Verbrechens von ihrer Gebieterin bald nach dem Mittagsmahle in verschiedenen Aufträgen fortgeschickt worden. Sie kehrten erst nach Sonnenuntergange, als es bereits dunkel geworden war, zurück und fanden die Wittwe in der angedeuteten Lage bereits entseelt. Der Körper der Todten war beinahe schon kalt. Ihr Geschrei rief Leute herbei, die denn alsbald vermutheten, daß ein Verbrechen begangen worden sei.

Die Aussagen beider Dienstboten konnte man um so weniger in Zweifel ziehen, als sie die Orte genau anzugeben wußten, wo sie seit ihrer Entfernung aus der Wohnung ihrer Gebieterin sich aufgehalten hatten. Es schien, die Wittwe Villander hatte allein sein wollen. Es war Absicht gewesen, irgend Jemand, vielleicht einen

entfernten Verwandten oder einen ganz Fremden ohne Zeugen zu sprechen. War dies der Fall, dann mußte sie diese unbekannte Person, in der man den Mörder vermuthen konnte, erwartet haben.

„Seltsam," sprach von Hillmer, die abgerissenen, unklaren Worte des Brieffragmentes nochmals durchfliegend und alsdann das zerknitterte Papier dem Untersuchungsrichter reichend. „Wir haben jetzt die traurige Pflicht, uns nach den jungen Männern umzusehen, die sich, wie das Gerücht behauptet, so lange und so angelegentlich um die Hand der reichen Wittwe bewarben."

Die Herren hatten inzwischen das Entréezimmer wieder erreicht und abermals fiel der Blick des Präsidenten auf das Glas des großen Spiegels über dem Camine, der die abermals mit vielen Köpfen besetzten Fenster der Mansardenzimmer auf seinem Grunde zeigte.

„Man schließe die Thürflügel!" befahl von Hillmer.

Es geschah und das so anziehende Spiegelbild war sofort verschwunden.

„Haben Sie jetzt die Gefälligkeit, Herr Actuarius," sprach der Präsident zu Freiburg gewendet, „und nennen Sie mir der Reihe nach die Inwohner der Mansarden im Vorderhause, so wie deren Beschäftigung."

Freiburg entsprach auf der Stelle diesem Verlangen.

„Es scheint demnach, alle diese Leute sind fast immer von früh bis Abends außer dem Hause.“

„Es ist in der That so, Herr Präsident,“ erwiderte der Actuar, „nur die Wittwe Seedorf mit ihrer Tochter arbeitet meistentheils im Hause; ich weiß indeß nicht, ob beide Frauenzimmer auch gestern immerwährend daheim geblieben sind. Der Tag war gar so schön und dann pflegen Leute dieser Art gern ein paar Stunden die freie Luft zu genießen, wenn die Geschäfte es ihnen gestatten.“

„Wohnen diese Frauenzimmer nicht gerade der Thür dieses Hinterhauses gegenüber?“

„Genau im mittelsten Mansardenzimmer, Herr Präsident.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte von Hillmer und befahl die Flügelthüren wieder zu öffnen. Sofort strahlte der Spiegel die Gesichter zurück, die von den Mansardenfenstern aus das Hinterhaus betrachteten.

Der Präsideut empfahl sich von den übrigen Herren, winkte dem Untersuchungsrichter und unterhielt sich, nach dem Hofraume schreitend, leise mit diesem. Dann reichten sich beide Männer die Hände und von Hillmer bestieg seinen Wagen. Einige Minuten später fuhren auch die Uebrigen fort, der Thorweg im Vorderhause ward auf Befehl des Untersuchungsrichters geschlossen und fortan erhielten nur diejenigen Zutritt in

dasselbe, die entweder darin wohnten, oder in nöthigen Geschäften mit einem der Bewohner desselben zu verkehren hatten.

3.

Ein Verhör.

Christiane Seedorf hatte eben ihre abendliche Lampe angezündet und den alten Polsterstuhl, in welchem sie Abends gern ausruhte, an den ellangen Tisch vor das sehr kleine Sopha gerückt, als sie Tritte auf der Treppe vernahm. An dem Schlürfen des Kommenden erkannte sie sogleich einen mit den Localitäten nicht Vertrauten. Sie rief deshalb die Tochter in der angrenzenden Kammer und hieß dieser die Thür öffnen.

Antonie war flink bei der Hand, trat aber erschrocken zurück, als sie sich einem hoch gewachsenen Manne von vornehmer und imponirender Haltung gegenüber sah.

„Wohnt hier die Wittwe Christiane Seedorf?" fragte der Herr, rasch eintretend. Die Wittwe erhob sich, machte einen tiefen Knicks und erwiderte zuvorkommend:

„Zu dienen, mein Herr, ich bin die Wittwe Seedorf."

Antonie war zur Seite getreten und zog sich jetzt,

immer rückwärts gehend, nach der Kammerthür, die sie hinter sich verschließen wollte.

„Ihre Tochter?“ fuhr der Fremde fort, an den Tisch tretend, während sein scharfes Auge fest auf der schlanken Gestalt des anmuthigen, einfach, aber sehr sauber gekleideten Mädchens ruhte.

„Meine Tochter Antonie,“ versetzte etwas befangen die Mutter.

„Bitte, behalten Sie Platz, Frau Seedorf,“ sagte darauf der Fremde, sich unaufgefordert einen Stuhl an den Tisch schiebend. „Auch das Fräulein wird ersucht, hier zu bleiben.“

Antonie zitterte, indem sie sich auf das kleine Sopha setzte.

„Sie wissen,“ begann jetzt der vornehm aussehende Mann, „daß im Hintergebäude dieses Hauses gestern ein großes Verbrechen verübt worden ist. Um nun den Urheber dieser schweren Unthat zu ermitteln, ist das Gericht genöthigt, Alles, was möglicherweise dazu dienen könnte, zu ermitteln.“

„Aber wir wissen gar nichts, mein Herr,“ fiel die schon geängstigte Frau ein; „wir haben das Entsetzliche erst erfahren, als der Lärm auf der Straße entstand.“

„Ihre und Ihrer Tochter Schuldlosigkeit bezweifelt Niemand,“ sagte der Untersuchungsrichter, als welchen

er sich jetzt den erschreckten Frauen zu erkennen gab, in beruhigendem Tone. „Sie sollen auch, wenn die Umstände es irgend zulassen, nicht lange belästigt werden, nur muß ich bitten, daß Sie alle Fragen, die ich Ihnen vorlegen werde, beiderseits genau, ohne Umschweif und der Wahrheit gemäß beantworten. Ich lasse Ihnen einige Minuten Zeit, damit Sie sich sammeln und Ihr Gedächtniß über Alles, was es von den Ereignissen des gestrigen Tages behalten hat, zuvor selbst befragen können."

Er stand auf und trat an's Fenster. Ein blasser Schimmer des Tages zitterte noch über dem still daliegenden Hintergebäude, vor dessen Thür noch immer die davorgestellten Wachen langsam auf- und abschritten.

„Sind Sie jetzt bereit?" fragte der Richter, sich wieder umwendend.

„Fragen Sie, gnädiger Herr," sagte Christiane Seedorf leise. Antonie gab ihre Bereitwilligkeit nur durch eine Kopfbewegung zu erkennen.

Der Richter öffnete die Thür und rief:

„Herr Actuarius, ist's gefällig?"

Freiburg trat ein, verbeugte sich gemessen vor den Frauen, nahm dem Untersuchungsrichter gegenüber Platz und schickte sich an, die Unterhaltung, welche der Richter beginnen würde, nieder zu schreiben.

„Waren Sie gestern zu allen Stunden des Tages

in dieser Ihrer Wohnung?" begann der Untersuchungsrichter sein Examen.

„Das Haus haben wir Beide gestern nicht verlassen," erwiderte Christiane Seedorf.

„Auch nicht dieses Zimmer?"

„Nur auf sehr kurze Zeit, dann aber blieb meine Tochter hier."

„Pflegen Sie gewöhnlich an diesem Tische zu arbeiten oder ziehen Sie es vor, am Tage mehr die Nähe des Fensters zu suchen?"

Die Wittwe lächelte, als sie erwiderte:

„Mein Arbeitsplatz am Tage ist in der Regel das Fenster, nicht aber weil ich neugierig bin, sondern weil meine Augen schwach zu werden beginnen."

„Saßen Sie auch gestern am Fenster?"

„So lange ich nähte, ja."

„Wann beendigten Sie Ihre Arbeit?"

„Eine Stunde nach dem Weggange der Dienstboten der armen Madame Villander. Sie grüßten mich, wie sie immer thaten, wenn sie mich sahen und ich zufällig hinunterblickte."

„Haben Sie etwas bemerkt, das Ihnen auffällig geworden wäre?"

„Ich arbeitete immer fleißig, gnädiger Herr, und da hatte ich keine Zeit, mich umzusehen."

„Erhielt die Wittwe Billander oft Besuch?“

„Im Gegentheil; es vergingen mitunter Tage, ohne daß irgend Jemand zu der zurückgezogen lebenden Frau kam, d. h. nur in den letzten Monaten. Früher gingen Viele aus und ein.“

„Kannten Sie die Personen, welche früher bei der Wittwe Billander Zutritt hatten?“

„Nein.“

„Sie auch nicht, Antonie?“ wendete sich der Untersuchungsrichter rasch an das junge Mädchen. Antonie erröthete, indem sie antwortete:

„Die Namen einiger Herren habe ich gehört, diese Herren wohl auch selbst von Ansehen gekannt. Man sagte, sie würben um die Hand der Wittwe. Später, als diese erklärte, sie wolle sich nicht wieder vermählen, hörten auch die Besuche jener Herren auf. Wenn ich die Namen derselben —“

„Ist nicht nöthig,“ unterbrach der Richter Antonie. „Die Namen jener Herren sind dem Gericht bereits bekannt. Verkehrte jene Dame außerdem mit Niemand?“

„Sie erhielt Besuche von Mitgliedern solcher Familien, in denen sie Zutritt hatte,“ gab Christiane Seedorf zur Antwort.

„Erhielt Madame Billander gestern gar keinen Besuch?“

„Es wäre wohl möglich, nur habe ich Niemand kommen sehen.“

„Sie senken das Haupt, Antonie,“ sagte der Richter zur Tochter der Wittwe. „Haben Sie eine unklare Erinnerung?“

Antonie sah dem Fragenden offen in's Auge.

„Ja,“ sprach sie, „ich erinnere mich, einen Mann auf dem Hofe bemerkt zu haben, den ich später sehr langsam, gleichsam zaudernd die Thür öffnen sah. Ganz recht,“ fuhr sie fort, „er vergaß die Thür hinter sich zu schließen und so fiel unwillkürlich mein Blick auf den großen Spiegel über dem Camine.“

„War Ihnen dieser Mann bekannt?“

„Ich kann mich nicht erinnern, ihn früher gesehen zu haben.“

„Können Sie nicht angeben, ob Ihnen irgend etwas an demselben besonders auffiel?“

„Doch,“ erwiderte Antonie. „Als der mir völlig Unbekannte einige Schritte gegen den Camin gethan hatte, um links dem Corridor zuzuschreiten, welcher zu den Zimmern der Madame Villander führt, erblickte er sich selbst im Spiegel. Gleichzeitig mochte er auch meiner ansichtig werden; denn ich schlug den Fensterflügel zurück, auf welchen die Sonne fiel. Der Wiederschein davon erzeugte im Spiegelglase eine blitzende Helligkeit; der Fremde kehrte sich, nur auf einen kurzen Augenblick,

um, zog den Hut, als wolle er mich grüßen, und ging alsdann mit raschen Schritten nach dem Corridor. Ich gewahrte, daß er halbgraues Haar und eine bedeutende Glatze hatte."

„Ihrer Beschreibung nach war demnach jener Ihnen Unbekannte schon bejahrt?"

„Ich habe darüber kein bestimmtes Urtheil, denn ich sah ihn nur kurze Zeit. Auch wäre er mir ohne den Gruß, den ich, vielleicht ohne Grund, auf mich bezog, und ohne sein Zaudern vor dem Betreten des Hauses, gewiß gar nicht aufgefallen."

„Können Sie keine näheren Angaben über seine Kleidung, seine Haltung, sein sonstiges Aussehen machen?"

„Dem Anscheine nach mochte es ein Mann von etwa fünfzig Jahren sein. Die Kleidung war unmodern, fremdländisch im Schnitt, sein Hut niedrig und von grauer Farbe. Auch fiel mir die eigenthümliche Gesichtsfarbe des Mannes auf, die, wenn mein Auge mich nicht täuschte, stark in's Braune schimmerte."

„Um welche Zeit gewahrten Sie diesen Mann in dem Entréezimmer des Hinterhauses?"

„Die Uhr konnte höchstens fünf sein," erwiderte Antonie. „Ich weiß dies nur aus dem Stande der Sonne, die gerade um diese Zeit gegen unser Fenster fällt und dies hell bescheint."

„Haben Sie jenen Unbekannten wieder zurückkehren sehen?“

„Nein, denn wenige Minuten später verließ ich den Platz am Fenster, um denselben meiner Mutter wieder einzuräumen.“

Die nächsten Fragen des Untersuchungsrichters galten wieder der Mutter Antoniens. Diese wußte jedoch auch keine genügende Antwort zu geben, so daß der Inquirent sich genöthigt sah, das Verhör der beiden Frauenzimmer, in deren Wahrheitsliebe kein Zweifel zu setzen war, abzubrechen. Indem er sich freundlich bedankte, fügte er noch hinzu:

„Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Sie dieser betrübenden Angelegenheit wegen noch ein oder ein paarmal incommodirt werden. Da nämlich Ihre Aussagen wichtig werden können, im Fall jener Unbekannte, der ohne Zweifel mit Madame Billander in Verbindung gestanden hat, ermittelt werden sollte, würde eine Vorladung nicht unterbleiben. Im Interesse der Gerechtigkeit und damit ein todenwürdiges Verbrechen entdeckt werden möge, ist Letzteres sogar wünschenswerth.“

Richter und Actuarius erhoben sich, und ein paar Minuten später waren Mutter und Tochter wieder allein in ihrem stillen, bisher so friedlichen Mansardenzimmer.

4.

Im Kaffeehause.

Seit diesem unerwarteten und unerwünschten Besuche lebte die Wittwe Seedorf mit ihrer Tochter in fortwährender Aufregung. So oft die zu ihrer Wohnung heraufführende Holztreppe unter einem schweren Tritte knarrte, schraken die harmlosen Frauen zusammen. Sie glaubten dann jedesmal, es sei ein Bote des Gerichts, der sie vorzuladen komme oder ihnen gar Arrest ankündige. Obwohl sie sich völlig unschuldig wußten, quälten sie doch trübe Vorstellungen. Und in gewisser Hinsicht hatten sie auch genügende Veranlassung dazu. Es entging ihnen nämlich nicht, daß sie wie alle übrigen Bewohner des Hauses, in dessen Hintergebäude Madame Billander durch fremde Hand ihren Tod gefunden hatte, ganz im Stillen beobachtet wurden. Das Haus war immer bewacht. Die Polizei kannte Jeden, der darin aus- und einging, und fand sich zu diesen bekannten Personen zufällig eine neue unbekannte ein, so wurde derselben so lange geräuschlos nachgeforscht, bis die Behörde genau wußte, ob sie unbescholtenen Rufes sei und was sie treibe.

Mutter Seedorf empfand persönlich wenig von dieser

strengen Beaufsichtigung, weil sie selten ausging, desto unbequemer und geradezu peinlich ward sie Antonie. Das arme Mädchen, die in sehr vielen Häusern verkehrte, fühlte sich wie von hundert Netzen umstellt, und gerieth dadurch in ein so unsicheres, befangenes Wesen, daß diese Aengstlichkeit, die sie gegen Niemand mehr zu verbergen vermochte, allein schon genügen konnte, sie in den Augen Argwöhnischer verdächtig zu machen. Am meisten aber verdroß es Antonie, daß ein ihr wohlwollender junger Mann, der wohl Aussicht hatte, die anmuthige, fleißige Näherin dereinst als Frau heimzuführen, den Argusaugen der wachsamen Behörde ebenfalls nicht entgehen konnte. Ja, es schien sogar, als beobachtete man gerade diesen schärfer als Andere.

Antonie machte ihren Freund Hermann, der eine bescheidene Schreiberstelle begleitete, sehr fleißig und ordentlich war und Niemand durch seinen Lebenswandel Anstoß zu geben glaubte, aufmerksam auf die lästige Ueberwachung, die man ihm sehr gegen seinen Willen zu Theil werden ließ. Hermann, der gar keine Ahnung davon hatte, gerieth darüber in Zorn, und ging in seiner Erregtheit so weit, eines Abends, als er ganz deutlich bemerken konnte, daß zwei Männer ihm folgten, diese deshalb zur Rede zu setzen. Es fielen seinerseits einige unziemliche Worte, welche am frühen Morgen des näch-

sten Tages eine Vorladung des Unvorsichtigen zur Folge hatten.

Um die Mittagsstunde dieses Tages ließ sich Actuarius Freiburg bei dem Präsidenten von Hillmer melden. Der junge Mann ward sogleich vorgelassen.

„Nun?" redete den Eintretenden der Präsident an, dessen Gruß kaum beachtend. „Noch immer keine Spur? Es sind heute gerade vierzehn Tage, und das Publikum, das bisher Polizei und Gericht für nahezu allwissend hielt, schüttelt den Kopf über unsere traurige Unwissenheit."

„Vielleicht beginnt es jetzt zu tagen, Herr Präsident," versetzte Freiburg. „Man hat heute Morgen einen jungen Mann zur Haft gebracht, der wegen einer unbedeutenden Ungebührlichkeit vorgeladen, so seltsame Aeußerungen that, daß man ihn daraufhin festzunehmen sich veranlaßt sah."

„Wer ist es?"

„Der Schreiber Hermann, der auch bei Ihnen eine Zeit lang Beschäftigung fand."

„Unmöglich!" rief der Präsident. „Der Mensch ist keines Verbrechens fähig. Ich kannte seine Aeltern, arme, rechtliche Leute. Er ward den Verhältnissen nach gut erzogen und hat wirklich etwas gelernt. Wäre er weniger Stolz und nicht von einer Art Unabhängigkeits-Manie gleichsam besessen, so könnte er längst schon eine

kleine Stelle haben. Was findet man an ihm denn so verdächtig?"

„Ein Stück Papier."

„Wie!"

„In der Absicht, seine gute Conduite zu documentiren, zog Hermann sein Taschenbuch, um eine von Ihnen, Herr Präsident, herrührende Empfehlung dem Polizei-Actuarius vorzuzeigen. Er riß dabei ein Stück beschriebenes Papier mit heraus, das gerade vor dem Actuarius niederfiel. Das Wort „Batavia", das sich darauf befand, reizte die Neugierde. Man sah es genauer an und fand, daß es ein zweites Fragment jenes räthselhaften Briefes sei, von dem man in der zusammengekniffenen Rechten der Wittwe Billander ein Stück gefunden."

„Unbegreiflich!" sagte der Präsident. „Man hat sich doch nicht geirrt?"

„Es unterliegt gar keinem Zweifel, Herr Präsident. Es sind dieselben Schriftzüge, es ist dasselbe Papier."

„Wie ist der Mensch dazu gekommen?"

„Seiner Aussage nach will er es gefunden haben, und zwar im Aufgange zur Treppe des Vorderhauses in der R—straße, welche zur Wohnung der Wittwe Seedorf führt. Auf heftiges Drängen gestand er, daß er bald nach Sonnenuntergang einen Besuch bei der

Wittwe gemacht habe, daß ihm das weiß leuchtende Papier aufgefallen sei und er es in der Meinung, es könne irgend etwas Werthvolles sich darin befinden, aufgehoben habe. Weil es beschrieben gewesen, habe er es in sein Taschenbuch gelegt, um die Schrift später zu lesen. Es sei dies aber nicht geschehen, indem der bald nach seinem Eintritt bei der Wittwe Seedorf entstandene Lärm ihn das Papier ganz und gar habe vergessen lassen."

„Ist die Aussage Hermanns wahr, so geht aus derselben wenigstens so viel hervor, daß jener Unbekannte kurz vorher das Haus in der R—straße verlassen haben muß. Auch scheint er große Eile gehabt zu haben, sonst würde er doch wohl ein Papier, an dessen Besitz ihm offenbar viel gelegen sein mußte, besser verwahrt haben. Ist der Inhalt des Fragmentes wichtig?"

„Leider nicht. Dasselbe enthält nur wenige verstümmelte Zeilen, indeß läßt sich aus diesen doch errathen, daß der Berichterstatter in Batavia war, als er den Brief schrieb."

Diese Mittheilung erschien dem Präsidenten von Hillmer wichtig genug, um seine Späher nach einer andern Richtung hin auszuschicken. Von Hermanns Schuldlosigkeit überzeugte sich das Gericht bald. Er ward seiner Haft entlassen und fortan in weniger auffallender Weise überwacht. Es war jetzt nöthig, auf der Post

Erkundigungen einzuziehen. Die sehr aristokratische Residenz, keine von den großen, deren Einwohner man nach Hunderttausenden zählt, trieb wenig Handel. Die Verbindungen ihrer Kaufleute griffen nicht über die Seeküste hinaus. Es war daher nicht wahrscheinlich, daß diese Klasse gewerbtreibender Bürger eine Correspondenz mit Indien unterhalten sollte. Fand überhaupt eine solche statt, so mußten diejenigen Personen, die dabei betheiligt waren, sich unschwer ermitteln lassen.

Der Erfolg rechtfertigte die Annahme des Präsidenten. Von den Einheimischen verkehrte Niemand weder mit britisch noch holländisch Ostindien. Dagegen waren zu mehreren Malen Briefe aus jener fernen Weltgegend angekommen, von denen wenigstens vier bis fünf die Adresse Billander getragen hatten. Nur einmal war, und zwar in Person, von jener Dame ein nach Batavia gerichteter Brief abgegeben worden und zwar wenige Tage nach dem Tode ihres verunglückten Gatten. Der Name des Adressaten war aber Niemand mehr erinnerlich.

Weitere Nachfragen ergaben indeß, daß vor etwa einem halben Jahre Briefe von eben daher sich auf der Post mit der Bezeichnung „poste restante" einfanden. Diese Briefe blieben mehrere Wochen liegen und wurden endlich von einem mittelgroßen Manne abgeholt, dessen Kleidung und Wesen den Ausländer verriethen. Das

Postpersonal erinnerte sich, daß derselbe ein sehr hageres, dunkelgefärbtes Gesicht gehabt hatte und seinem Aeußern nach wohl ein Pflanzer gewesen sein könne. Außer diesem einen Male war der so auffällige Mann nicht wieder auf dem Postbureau gesehen worden.

Je mehr die Schwierigkeiten sich häuften, auf welche die Untersuchungsbehörde bei ihren Nachforschungen stieß, desto eifriger und geräuschloser trieb sie dieselben. Sie hielt es für eine Ehrensache, den Frevler aufzufinden, unter dessen würgender Hand Madame Villander gestorben war. Das allgemeine Aufsehen, welches dieser Mord unter allen Classen der Bevölkerung machte, und die unerläßlichen Nachfragen bei höchst respectablen Personen, die mit der Ermordeten in Verbindung standen, hielten die Erinnerung an das Geschehene fortdauernd wach.

War nun auch bis jetzt noch wenig erreicht worden, so stand doch so viel ziemlich fest, daß man den Mörder in einer fremden Persönlichkeit zu suchen habe. Und danach traf denn nun die Behörde ihre ferneren Vorkehrungen. Es gab außer den ziemlich belebten Hôtels ersten Ranges noch mehrere Logirhäuser untergeordneter Art, in denen gerade ein Mensch mit verbrecherischen Absichten wohl ein Unterkommen suchen konnte. Außerdem verkehrten Einheimische und Fremde, Civil und

Militär viel auf einigen Kaffeehäusern. Namentlich war im Herbst und Winter ein an der Ecke einer der Hauptstraßen gelegenes Kaffeehaus Sammelplatz der bessern Gesellschaft. Hier gab es stets besuchte Billardzimmer, hier fanden sich gegen Mittag Dominospieler ein, hier wurden Schachparthieen entrirt und von besonders geschickten Spielern meistentheils von einer Gruppe aufmerksamer Zuschauer beendigt. Des Abends vereinigten besonders eingerichtete elegante Zimmer eine Anzahl hoher Beamten zu gemeinschaftlicher Unterhaltung oder Lectüre. Diese Zimmer waren aber nicht Jedermann zugänglich, wie denn die Erlaubniß zum Eintritt in diese sehr exclusive Gesellschaft nur durch Ballotage gewonnen werden konnte.

Im Café Belvedere pflegte auch Präsident von Hillmer bisweilen zu verkehren. Zwei= bis dreimal in der Woche brachte er im Zirkel der geschlossenen Gesellschaft daselbst zu, und Mittags, wenn er aus der Sitzung heimkehrte, trat er gleich Anderen seines Ranges auch dann und wann ein, um die neuesten ausländischen Zeitungen zu lesen oder einem bekannten Oberst, der leidenschaftlich gern Schach spielte, ohne dabei viel Glück zu haben, eine Parthie abzunehmen. Von Hillmer galt für einen eben so feinen als geübten Schachspieler, weshalb Solche, die sich gleicher Kunstfertigkeit rühmen konn=

ten, es sich zur Ehre schätzten, von dem Präsidenten zu einer Parthie aufgefordert zu werden.

Neuerdings, d. h. seit Mitte des vergangenen Sommers, hatten unter den Schachspielern namentlich zwei Fremde, die zeitweise in der Residenz lebten, Aufsehen erregt.

Es waren ehemalige Militairs, die zur Zeit der Napoleonischen Kriege unter der deutsch-englischen Legion Dienste genommen, viel erlebt und vieler Herren Länder gesehen hatten. Beide waren Deutsche von Geburt, durch ihren langen Aufenthalt im Auslande aber und namentlich in den britischen Colonieen hatten sie, wie dies so oft geschieht, ihre deutsche Nationalität nur zu sehr abgestreift. Sie waren auf Halbsold gesetzt, hatten sich zuletzt in Westindien längere Zeit aufgehalten und wollten jetzt, wie sie sagten, so lange in ihrem Geburtslande von Stadt zu Stadt wandern, bis sie denjenigen Ort gefunden haben würden, der ihnen am besten gefiele. Dort wollten sie sich dann häuslich niederlassen und ihren Halbsold in bequemer Ruhe verzehren.

Diese Fremden, die beide Hauptmannsrang besaßen und Ordensbänder im Knopfloch trugen, hatten Zutritt bei mancher angesehenen Familie. Der Präsident war ihnen wiederholt in Abendgesellschaften begegnet, nur in seinem eigenen Hause hatte er sie nie gesehen. Gewöhn-

lich verbrachten sie ihre müssige Zeit, nach Art alter Junggesellen, auf den Kaffeehäusern, und als das Wetter kühler und regnerig ward, siedelten sie sich fast ganz im Café Belvedere an. Hier fanden sie jederzeit Unterhaltung und Gesellschaft nach ihrem Behagen. Es ward geraucht, geplaudert, erzählt, wohl auch zuweilen ein wenig bramarbasirt, vor Allem aber mit vieler Beharrlichkeit bald Domino, bald Schlagdame, bald Schach gespielt. Der polternde Oberst hatte an dem Jüngeren der beiden auf Halbsold gesetzten Hauptleute unter Lachen und Schimpfen schon sehr viele Parthieen verloren. Dennoch forderte er den glücklichen Gegner immer von Neuem auf, sich mit ihm zu schlagen, was dieser denn auch jederzeit bereitwilligst that. Kurz, die einheimische Gesellschaft des Café Belvedere gewöhnte sich dergestalt an die unterhaltenden Fremdlinge, daß sie fast Jeder vermißte, wenn sie zufällig einmal nicht erschienen.

Dieser Fall war vor einiger Zeit eingetreten. Acht Tage lang hatte sich Keiner der oft beneideten Schachspieler sehen lassen. Zuerst erschien der Aeltere wieder, später kam der Jüngere ebenfalls zum Vorschein. Sie waren Beide verreist gewesen, um sich, wie sie heiter erzählten, neue Rimessen zu holen. Gerade in diese Zeit fiel die Ermordung der Madame Villander.

„Ich hörte schon davon," sagte der Jüngere, Haupt-

mann Holtensprung, als man den Wiedergekommenen mit der Alle beschäftigenden Neuigkeit begrüßte. „Die Geschichte macht Euch, wie man sagt, viel zu schaffen. War denn die Dame jung und liebenswürdig? Und wie hieß sie?“

Auf diese nachlässig hingeworfene Frage, die deutlich genug darthat, daß Holtensprung sich sehr wenig für den Vorfall interessire, erfolgte eine ausführliche Erzählung des betrübenden Ereignisses, soweit der Sachverhalt überhaupt dem Publikum vorlag. Die Erzählung war natürlich nicht genau und enthielt allerhand romantische Zuthaten.

„Villander!“ sagte Holtensprung. „Oberflächlich kannte ich einen Villander. Sollte die Ermordete wohl dessen Gattin gewesen sein? Aber lassen wir die Todten ruhen,“ brach er, scheinbar gelangweilt, ab, denn er suchte ein sich meldendes Gähnen zu verbergen. „Sie war Wittwe, also sehr einsam; sie wollte, hör' ich, auch Wittwe bleiben aus Caprice. Wie kann ein gescheidtes Frauenzimmer auf langes und fröhliches Leben Anspruch machen, wenn es consequent die Bewerbungen mehr als eines wackern Mannes ausschlägt? Schade nur, daß sie so reich gewesen ist! Wer sind denn die glücklichen Erben?“

Es ward dem Fragenden erwidert, daß man dar=

über etwas Näheres noch nicht erfahren habe, weil das Gericht mit Absicht die Privatverhältnisse der Todten sehr geheim halte.

Mit diesen beiläufigen Bemerkungen war das die ganze Stadt beschäftigende Ereigniß gegenüber Holtensprung und dessen militärischem Kameraden, der sich Ebersdorf nannte, abgethan. Die ehemaligen Legionäre lebten mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart, und da sie nach ihrer kurzen Abwesenheit jetzt wieder regelmäßige Gäste des Café Belvedere waren und nie fehlten, wenn Besuchende zahlreich sich daselbst einfanden, so geschah des verübten Verbrechens hier nur sehr vorübergehend noch Erwähnung.

Das Gericht setzte jedoch seine Nachforschungen ohne Unterlaß fort. Am eifrigsten waren der Untersuchungsrichter und der Präsident von Hillmer darauf bedacht, Licht in diese so merkwürdig dunkle Angelegenheit zu bringen. Auf der Post war nichts zu ermitteln. Es traf weder ein Brief aus Ostindien hier ein, noch ward ein solcher zur Beförderung dahin aufgegeben. In der ganzen Residenz lebte auch nicht eine einzige Person, die jemals weder direct noch indirect mit Indien in Verbindung stand oder gestanden hatte, dafür gab es keinen Mangel an Männern mit grauen Haaren und Glatzen. Schon ermäßigte sich das Interesse auch der Gesammt-

bevölkerung an dem Ereignisse mehr und mehr, als auf ganz unerwartete Weise ein plötzlich aufzuckender Funke die so finstere Begebenheit erleuchten zu wollen schien.

Eines Tages hatte der polternde Oberst das unerhörte Glück, drei Parthieen Schach hinter einander zu gewinnen. Bei dem leidenschaftlichen Spieleifer dieses Mannes war es natürlich, daß er die ungewöhnlich glückliche Stunde nach Kräften auszubeuten suchte. Hauptmann Ebersdorf, der zugleich mit seinem Kameraden bis dahin unter den Zuschauenden gestanden, dem Obersten aber in heimlicher und eigentlich nicht ganz erlaubter Weise verstohlene Winke gegeben hatte, erhielt jetzt von diesem die Aufforderung sich nunmehr selbst mit dem Sieger zu messen.

Ebersdorf nahm das Anerbieten an und das Spiel begann auf's Neue. Der Oberst nahm sich zusammen und Ebersdorf spielte, vielleicht mit Absicht, um dem Ueberglücklichen einen frohen Tag nicht zu verderben, unachtsam. Er machte einige grobe Versehen und noch vor Ablauf einer Stunde ging der Oberst auch aus diesem Kampfe als Sieger hervor.

Ebersdorf gehörte zu den Unbesiegbaren, aber er mußte seinem Kameraden Holtensprung doch noch den Vorrang lassen.

„Was gilt es," rief der Oberst in der glücklichsten

Laune, „ich setze auch Sie, Hauptmann Holtensprung, matt.“

Dieser lächelte und meinte, wenn man einmal vom Glück begünstigt sei, pflege dies in der Regel einige Zeit dem Begünstigten treu zu bleiben.

„Wird nicht zugegeben!“ rief der Oberst. „Im Schachspiel entscheidet nie das Glück, sondern nur die kluge Berechnung, die Vorsicht, die Strategie. Wetten Sie; ich halte, was Sie befehlen!“

Es war zwei Uhr Nachmittags, die Sitzungen in den Collegien und auf den Bureau's wurden geschlossen. Einzelne Beamte betraten wie gewöhnlich das Kaffeehaus. Man hörte das laute Gespräch und näherte sich der Gruppe.

„Um was handelt es sich denn?“ fragte Actuarius Freiburg.

„Um eine beliebige Wette,“ erwiderte der Oberst. „Ich habe vier Parthieen gewonnen, d. h., wirklich gewonnen, denn meine Gegner wurden nach allen Regeln des Spieles von mir matt gesetzt. Nun soll Hauptmann Holtensprung es auch noch mit mir versuchen, und eine beliebige Wette, wie sie von Cavalieren angenommen werden kann, in Vorschlag bringen. Der Verlierende bezahlt. Sie sollen Schiedsrichter sein, Herr Actuarius, wenn Ihre Zeit es erlaubt. Sie verstehen ja auch Schach

zu spielen, obwohl Sie sich leider nur selten zu einer Parthie bewegen lassen."

„Ich stehe gern zu Diensten," sagte Freiburg. „Welche Wette schlagen Sie vor, Herr Hauptmann?"

Holtensprung setzte sich dem Oberst gegenüber und begann die Figuren aufzustellen. Sein Gesicht war dem Fenster zugekehrt, durch welches man die gegenüber gelegene Häuserreihe der nicht eben sehr breiten Straße überblicken konnte. Die Sonne schien hell auf Dächer und Wände. Er zog eine fein gearbeitete Dose heraus und entnahm derselben eine Papiercigarre, wie man sie im Süden zu rauchen pflegt.

„Nun denn," sprach er lächelnd, „wenn einmal gewettet werden soll und ich habe das Recht, einen Vorschlag zu machen, so sollen Sie, Herr Oberst, im Fall Sie verlieren, eine dieser Cigarren, die Ihnen so gut munden, mit eigener Hand zu drehen gehalten sein, und kommen Sie nicht damit zu Stande, so geben Sie heute Abend ein paar Flaschen Champagner oder Burgunder oder welchen Wein Sie sonst in Vorschlag bringen, zum Besten. Dasselbe hat man von mir zu verlangen, wenn ich von Ihnen geschlagen werde."

„Vortrefflich!" sprach Freiburg. „Ich hoffe, Herr Oberst, Sie werden gern auf diese Bedingungen des Herrn Hauptmann eingehen."

„Es ist keineswegs nöthig,“ setzte dieser erläuternd hinzu, indem er seine Cigarre anzündete, „daß der Versuch gleich beim ersten Male gelingt. Ich gebe dem Herrn Oberst eine volle halbe Stunde sich zu üben, mehr aber keine Minute. Die andern Herren werden gefälligst ihre Uhren zur Hand nehmen.“

Holtensprung griff in die Seitentasche seines Rockes und stellte eine zweite, mit fein geschnittenem Tabak gefüllte Dose auf den Tisch, daneben legte er ein Couvert.

„Hier,“ fuhr er fort, „hier ist Tabak, wie man ihn zur Anfertigung guter Cigarritos haben muß, und hier befindet sich das dazu erforderliche Papier. Und nun, meine Herren, bedienen Sie sich, wenn es gefällig ist, und wir, Herr Oberst, wir wollen zu den Waffen greifen. Links oder rechts, was befehlen Sie?“

„Links.“

„Schwarz!“ sagte Holtensprung, die Hand öffnend. „Das Schicksal will, daß ich zuerst ausrücken soll. So sei es denn!“

Er stieß zwei Bauern vor und das Spiel begann. Die auf den Ausgang dieser Parthie sehr gespannten Herren versorgten sich mit Cigarren und ordneten sich dann so hinter den beiden Spielenden, daß Alle den Zügen der Kämpfenden bequem folgen konnten, ohne diese in ihrer Beschäftigung zu behindern oder zu stören.

Es ward noch ausbedungen, daß Keiner der Zuschauer eine Bemerkung über die vorkommenden Züge machen solle, und so trat denn eine Ruhe ein, die fast etwas Unheimliches hatte. Es war, als schreite ein Geist durch das plötzlich still gewordene Zimmer und beuge sich unsichtbar über die Schultern der beiden Schachspieler.

5.

Zwei Partiieen Schach.

Hauptmann Holtensprung ließ seine Pions keilartig vorgehen, so daß einer immer den andern deckte und er Raum gewann für versteckte Angriffe der wichtigeren Figuren. Der Oberst operirte seinerseits ebenfalls mit Geschick und weil er weniger einem voraus entworfenen Plane folgte, sondern sich mehr den Eingebungen des Augenblickes überließ, zerstörte er Anfangs den Operationsplan seines Gegners und zwang diesen zu manchem Zuge, den Holtensprung ungern that.

„Mein Gott, hier ist's ja still, wie in der Kirche,“ sprach jetzt eine tiefe, Allen wohl bekannte Stimme. „Was geht denn vor?“

Es war der Präsident von Hillmer. Die jüngeren

Beamten begrüßten den hochgestellten Mann mit respectvoller Höflichkeit, und da man wußte, daß er selbst ein Freund und Kenner des an seltsamen Chancen so reichen Spieles war, beeilten sich Alle, dem Nähertretenden Platz zu machen. Die Spieler, vertieft in ihre Pläne, achteten wenig auf den neuen Ankömmling.

„Wozu aber diese feierliche Ruhe?" fragte von Hillmer den Actuar Freiburg, hinter dem Stuhle des Obersten Platz nehmend. „Ist es verboten, bei dieser Parthie zu sprechen?"

„Man hat gewettet," erwiderte Freiburg, „und da der Herr Oberst heute merkwürdig vom Glück begünstigt ist, sind wir in der That Alle neugierig, ob es sich auch einem anerkannten Meister gegenüber bewähren wird."

„Vier Parthieen rein gewonnen, Herr Präsident," warf der Oberst mit Selbstgefühl ein. „Ich denke, das kann schon für etwas gelten. Gardez la Reine, Monsieur!"

„Um was handelt es sich denn?" fragte der Präsident flüsternd den Actuarius.

„Um einen bloßen Scherz," versetzte dieser lächelnd. „Der Oberst muß eine Papiercigarre machen, wenn er die Parthie verliert, und kommt er mit dieser ergötzlichen Arbeit innerhalb einer halben Stunde nicht zu Stande, so hat er heute Abend einen kleinen Satz zu geben."

„Alles nur der Kunst zu Ehren," bemerkte Holten=

sprung, mit dem Springer seine Königin schützend. „Belieben der Herr Präsident eine meiner Cigarren zu probiren? Den Tabak kann ich empfehlen, er kommt direct aus Cuba. Ich habe ihn erst vor einigen Wochen von einem mir befreundeten Pflanzer erhalten.“

„Doch nicht mit Post?“ sagte von Hillmer, dankend eine der fein gearbeiteten kurzen Cigarren der dargereichten Dose entnehmend.

„O nein!“ erwiderte Holtensprung. „Das Kraut hat einen weiten Umweg gemacht und ist sicherlich nahezu ein Jahr unterwegs gewesen. Es segelte von den großen Antillen nach den Sunda-Inseln, um dort, Gott weiß, was Alles, einzunehmen.“

„Es war also kein Postschiff?“

„Sicherlich nicht, doch hatte es genug Briefe an Bord. Sie vergessen Ihren Thurm zu decken, Herr Oberst,“ warnte er seinen Gegner.

„Ach was!“ erwiderte dieser. „Meinen Sie denn, Herr Hauptmann, daß Sie gar keine Blößen geben? Mehr als zu viel!“

„Mir will es auch so scheinen,“ sagte der Präsident gelassen.

„Sie verzeihen, Herr Präsident,“ fiel Freiburg ein. „Es ward ausgemacht, daß von den Zuschauern weder durch Wort noch Wink eine Bemerkung ausgehen soll.“

„Ah, das ist etwas Anderes. Man muß sich demnach nur auf stilles Beobachten legen. Ich danke Ihnen, Herr Actuarius, und damit wir dies nun in aller Bequemlichkeit thun können, so wollen wir, wenn die Herren es erlauben, uns hier neben einander setzen."

Wieder trat eine fast lautlose Ruhe ein. Man hörte nur ab und zu ein bedenkliches Summen des Obersten, der gegen die consequent vorrückenden Bauern seines Gegners sich gar nicht recht zu vertheidigen wußte. Alle Zuschauer betrachteten das Spiel mit großer Spannung, der Präsident aber schien sich vorzugsweise nur für die Stellung der Figuren des Hauptmanns Holtensprung zu interessiren.

„Sie haben einen großen Fehler gemacht, Herr Oberst, der sich jetzt nicht mehr redressiren läßt," sprach bei einem neuen Zuge seines Gegners der Hauptmann. „Sie hätten rochiren müssen. Wenn ich mich nicht ganz verrechne, so sind Sie jetzt rettungslos verloren. Es gibt nur einen Zug, durch welchen Sie vielleicht meiner sehr sicher angelegten Umstellung entschlüpfen und mich zwingen können, die Parthie unentschieden zu lassen. Ich zweifle indeß, daß Sie ihn entdecken. Was meinen Sie, Herr Präsident?"

„Ich hab' hier keine Meinung, ich darf ja nur beobachten."

„Sehr gentil!“

„Eine Eigenschaft, die sich Jeder unter allen Umständen zu bewahren suchen muß.“

„Schach!“ rief Holtensprung, einen versteckten Angriff durch einen Springerzug zu einem offenen machend.

„Himmel, mein Thurm!“ rief der Oberst.

„Er ist verloren — ich sagte es ja.“

Die Umstehenden musterten den Stand der beiderseitigen Figuren. Die Spielenden hatten sich nicht nutzloser Weise ihre Offiziere weggenommen, um sich nicht selbst zu schwächen. Der Oberst zählte sogar einen derselben mehr, als der Hauptmann, allein dieser war durch den meisterhaften Angriff seiner Bauern offenbar im Vortheil.

Der Oberst machte noch eine letzte Anstrengung, diese gelang jedoch nicht. Hauptmann Holtensprung verfolgte mit eiserner Consequenz sein Ziel und hatte die Genugthuung, seinen Gegner mit drei Zügen matt zu setzen.

Die Parthie hatte noch keine halbe Stunde gedauert.

Freiburg ergriff die Tabaksdose des Hauptmannes und präsentirte sie dem etwas verstimmten Oberst.

„Wenn es gefällig ist, so kann jetzt die Cigarrenfabrikation ihren Anfang nehmen,“ meinte der Actuarius. „Sie sind doch Alle damit einverstanden?“

„Wäre es nicht besser, man ließe dem Herrn Oberst damit bis Abends Zeit?“ versetzte der Sieger, indem er

aufstehen wollte und seine Hand nach dem Couvert ausstreckte, in welchem sich das Papier zu den Cigarren befand. Die Mittagsstunde naht heran und mein sehr pünktlicher Kamerad hat sich, wie ich erst jetzt bemerke, schon davon geschlichen."

Präsident von Hillmer hatte inzwischen die Figuren wieder aufgestellt und an dem Tische neben dem besiegten Oberst Platz genommen. Er kehrte jetzt das Brett um, so daß die schwarzen Figuren auf seine Seite zu stehen kamen. Dann sagte er mit einem so einladend freundlichen Wesen, daß entschiedene Weigerung beleidigender Unhöflichkeit gleich gekommen wäre in Anbetracht der Stellung, welche der Präsident einnahm:

„Darf ich bitten, Herr Hauptmann, daß Sie auch mir einmal die Ehre zu Theil werden lassen, mich mit Ihnen im Spiel zu messen? Ich habe bemerkt, daß Sie ein ungewöhnliches Talent besitzen, Ihren Gegner auf die harmloseste Weise in eine Falle zu locken. Man sagt, auch ich besäße gleichfalls diese Eigenschaft. Lassen Sie uns denn sehen, wer von uns Beiden in dieser gewiß nicht ganz leichten Kunst der Ueberlegenere ist. Da Sie bis jetzt noch immer unter uns als unerreichter Meister im Schachspiel dastehen, so erlauben Sie wohl, daß ich mit den Figuren spiele, die Ihnen so viel Glück gebracht haben?"

Holtensprung verbeugte sich und nahm seinen schon verlassenen Platz wieder ein.

„Ich weiß diese Ehre zu schätzen, Herr Präsident," erwiderte er verbindlich, „haben Sie die Güte, auszuziehen."

„Es käme dies eigentlich Ihnen zu," sagte von Hillmer, „indeß da Sie jedenfalls der Stärkere sind, so mache ich von dem Vortheile, den Sie mir aus freiem Antriebe gewähren, dankend Gebrauch."

Der Präsident schob den Bauer vor der Königin nur einen Schritt vor.

„So klein wollen Sie anfangen? Dann muß ich mich ja auch beschränken."

„Wer klein anfängt, hört oft groß auf, während noch häufiger der umgekehrte Fall vorkommt. Ich spiele gern vorsichtig und, wenn es sein kann, ein klein wenig intriguant. Darauf müssen Sie gefaßt sein."

Der Hauptmann lächelte und that seinen Gegenzug. Trotz der schon vorgeschrittenen Zeit entfernte sich von den Anwesenden Niemand. Die Wette blieb vorläufig unerledigt. Man wollte sehen, wie der Präsident sich aus der Affaire ziehen werde.

Holtensprung machte wie immer seinen Bauerangriff, von Hillmer hielt es für besser, mit seinen Offizieren vorzugehen. Unter diesen verstand er namentlich die

Springer zu seinem Vortheil zu handhaben, und es gelang ihm zum Erstaunen des Hauptmannes durch Opferung eines Läufers eine höchst bedenkliche Verwüstung unter der Plänklerlinie anzurichten, welche die Bauern des Gegners bildeten. Dies veränderte sofort den ganzen Stand der Parthie. Der Hauptmann betrachtete die veränderte Lage seines Spiels mit sinnenden Blicken. Da fiel ein grellrother Schein auf die Figuren und traf zugleich blendend das Gesicht Holtensprung's. Er legte schirmend die Hand über die Augen und blickte nach dem Fenster, durch welches dieser fliegende Schein hereinflammte, aber auch sogleich wieder verschwand. Das Aufstoßen eines Fensterflügels im gegenüber gelegenen Hause, von der Sonne getroffen, hatte denselben hervorgerufen.

„Welch' niedlicher Kopf!" sprach Holtensprung, sein Auge nach dem Fenster richtend. „Mich dünkt, diesen Kopf habe ich schon einmal auf ähnliche Weise zu sehen bekommen."

Diese Bemerkung genügte, auch die Umstehenden zu einem Blick auf das Gegenüber zu veranlassen. Selbst der Präsident kehrte sich um, ebenso Actuarius Freiburg. Ein junges Mädchen von sehr hübschen Zügen bog sich aus dem Fenster, verließ dasselbe aber eben so schnell wieder, als sie bemerkte, daß sie von den Gästen im

Café Belvedere beobachtet werde. Die Augen von Hillmer's und Freiburg's begegneten sich in stummer Frage. Ein zweites Mal flammte der grelle Schein über das Schachbrett und das Gesicht des Hauptmannes, und ein finsterer Zug tiefen Nachdenkens legte sich über dessen Stirn.

„Sie scheinen zerstreut oder angegriffen zu sein," nahm der Präsident das Wort, als er gewahrte, daß Holtensprung einen Zug thun wollte, der ihm zum Nachtheil gereichen mußte. „Lassen Sie sich so leicht durch ein hübsches Mädchengesicht außer Fassung bringen?"

Der Hauptmann schwieg und suchte sich in seinem Spiel zu orientiren. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen. Er ward unsicher, unschlüssig und nahm, was man früher bei ihm nie bemerkt hatte, wiederholt einen bereits gemachten Zug zurück. Der Präsident ließ dies lächelnd geschehen. Freiburg entfernte sich, die übrigen Zurückbleibenden verfolgten das Spiel mit steigendem Interesse.

„Ich hätte nicht geglaubt," hob nach einiger Zeit der Präsident abermals an, „daß es so leicht sei, Ihnen einen Hinterhalt zu legen. Es ist mir wirklich gelungen, Sie zu überlisten, wie es scheint, und Sie in Ihrem eigenen Netze zu fangen. Am Ende habe ich dies zum Theil der Schönen zu verdanken, deren Anblick Sie so

sichtlich verwirrte. Ich wette, es ist eine alte Bekanntschaft, eine Liaison, die Ihnen Verdrießlichkeiten bereitet! Nicht wahr, Sie kennen das hübsche Kind?"

„Es kann wohl sein, erwiderte Holtensprung zerstreut, rückte die Königin und bot dem Präsidenten Schach. „Mich hat der grelle Schein geblendet und ganz verwirrt," setzte er hinzu.

„Sieh da, das ist ein vortrefflicher Einfall!" fuhr der Präsident fort. Wäre ich nicht sehr vorsichtig, so könnte ich mich dadurch leicht täuschen lassen. Meine Lebensaufgabe war und ist aber, Verborgenes an das Tageslicht zu ziehen, Verhülltes zu enthüllen, und darum glaub' ich Ihren Plan zu durchschauen. So, dieser kleine derbe Pion wird den Angriff der Königin wohl glücklich pariren."

Der Hauptmann sah ein, daß von Hillmer ihn wirklich durchschaut hatte, und bemühte sich, durch andere Züge, die weder nützen noch schaden konnten, die Aufmerksamkeit des Gegners zu theilen. Ein Seufzer entrang sich dabei seiner Brust.

„Galt dieser Seufzer der Verlassenen?" fragte der Präsident.

Holtensprung lächelte.

„Wenn Sie mir ein gutes Wort geben, lieber Hauptmann, so bringe ich Sie mit der Kleinen wieder zusammen."

„Wissen Sie denn, wer sie ist?“

„Noch mehr, ich kenne auch ganz genau ihre Wohnung. Schach! — — Es geht auf die Neige.“

„So — so —! Nun, wo wohnt sie denn?“

„Nummer 8 in der R—straße, Mansardenzimmer Thür drei, nach hinten.“

Die Hand des Hauptmannes zitterte ein wenig, wie er seinen König durch Vorschieben des Thurmes zu decken suchte.

„Das ist ja das Mordhaus,“ fiel Einer der Umstehenden ein.

„Das Mordhaus?“ wiederholte Holtensprung mit auffallender Erregung.

„Nein, nein, dann kenne ich sie nicht!“

„Schach!“ sprach von Hillmer, „Sie können mir nicht mehr entschlüpfen.“

„Man versucht alle Mittel.“

„Abermals Schach! — Wann sahen Sie die Schöne wohl zum letzten Male?“

„Ich kenne sie wirklich nicht, Herr Präsident!“

„Eben, weil sie in dem erwähnten Hause wohnt?“

„Eben darum, denn ich war niemals in der R—straße.“

„Nun, um ein angenehmes Mädchen zu sehen und zu sprechen, ist es nicht nöthig, daß man sie gerade in ihrer Wohnung aufsucht. — Sie sind verloren!“

„Noch nicht.“

„Doch — Schach!“

„Ich retirire.“

„Aber nicht glücklich — Schach!“

„Wenigstens will ich mit Würde fallen.“

„So geschieht es auch — Schach!“

„Nun denn — die Königin!“

„Ich bin so ungalant und nehme sie gefangen, und somit Schach und matt!“

Holtensprung war in der That besiegt. Gleichzeitig riefen mehrere Stimmen:

„Bravo! Bravo! Die Cigarre ist fertig!“

Der Oberst hatte sich während des Spieles an seine Aufgabe gemacht, hielt jetzt sein Opus triumphirend empor und überreichte es dann mit einer komischen Verbeugung dem Hauptmanne.

„Wahrhaftig,“ sprach dieser, „es ist eine brauchbare Cigarritto! Ich habe Unglück. Heute Abend, meine Herren, sind Sie meine Gäste.“

Er wollte gehen. Der Präsident hielt ihn zurück. An der Thür erschien Actuarius Freiburg.

„Wollen Sie vorerst nicht auch einmal mein Gast sein?“ sprach von Hillmer, den Arm Holtensprung's fassend. „Ich hätte noch ein paar Worte mit Ihnen im Vertrauen zu sprechen, und Sie in einer Angelegenheit,

die mir sehr am Herzen liegt und die Ihnen, wie ich weiß, ebenfalls bekannt ist, um Aufklärung zu bitten. In meiner Wohnung läßt sich das am Besten abmachen, und heute Abend bin ich bereit, Ihnen, wenn Sie es wünschen, Revanche zu geben."

Die Züge des Hauptmannes verdüsterten sich, weil er aber keine Veranlassung hatte, die in so höflicher Weise erhaltene Einladung, die unter allen Umständen nur für eine Ehre gelten konnte, um welche mancher Andere ihn beneiden mochte, abzulehnen, sagte er, sich stumm verbeugend, zu.

Ein paar Minuten später sah man den Präsidenten mit dem Hauptmanne über die Straße gehen. Freiburg folgte den Voranschreitenden, als diese um die Ecke bogen und ihn nicht mehr sehen konnten.

6.

Das Briefcouvert.

Von Hillmer war der angenehmste Wirth. Er ließ es sich angelegen sein, den Hauptmann auf's Beste zu unterhalten. Nach und nach brachte er das Gespräch

auf dessen Vergangenheit und frühere militärische Laufbahn. Von seinen Kriegsthaten und Abenteuern erzählte Holtensprung gern, und so bestritt er denn alsbald die Kosten der Unterhaltung ganz allein. Der Wein, dem er als Kenner zusprach, erheiterte ihn sichtlich. Am Schlusse des Diners war jede Spur von Verstimmung aus den jetzt wieder ganz offenen Gesichtszügen des ehemaligen Militärs verschwunden.

„Nun wollen wir zusammen eine Ihrer vortrefflichen Cigarren rauchen, Herr Hauptmann,“ sprach der Präsident, die Tafel aufhebend. „Dabei können Sie mir Unterricht in den Kunstgriffen geben, die man sich zu deren Verfertigung anzueignen hat, während ich mir die vorerwähnte Auskunft von Ihnen erbitten werde.“

Holtensprung erklärte sich gern dazu bereit und folgte dem Präsidenten in ein kleines, comfortables Zimmer. Hier fanden sie Freiburg, der, wie es schien, auf den Präsidenten wartete.

„Schon da, Herr Actuarius?“ sprach von Hillmer. „Desto besser. Belieben die Herren Platz zu nehmen.“

Es geschah; der Hauptmann stellte unaufgefordert seine Dose auf den Tisch und legte daneben das Couvert mit den darin befindlichen Papierstreifen, welche als Umhüllung des fein gehackten Tabaks dienen. Von Hillmer ergriff es und besah es sehr genau.

„Woher beziehen Sie diese Couverts?" fragte er den Hauptmann.

„Diese?" wiederholte Holtensprung lächelnd. „Ach, das ist der Rest einer Erbschaft, die ich in Java machte, wo einer der wackersten Männer, welche ich jemals kannte, seinen Tod fand. Ich habe sehr damit hausgehalten, um dies mir werth gewordene Papier nicht gar zu schnell ausgehen zu lassen. Nur bei besonders wichtigen Angelegenheiten bediene ich mich desselben."

„Schreibt es sich gut darauf?" fragte von Hillmer.

„Vortrefflich! Es schlägt trotz seiner außerordentlichen Feinheit nie durch. Aecht englisches Fabricat."

„Darf man es probiren?"

„Gern. Es kommt wenig darauf an, ob diese Hülle beschrieben ist oder nicht."

Der Präsident ergriff eine Feder, tauchte sie tief in die Tinte und wollte seinen Namen auf das Couvert schreiben. Statt erkennbarer Züge aber machte er nur einen großen Klecks.

„O weh!" rief er aus. „Wie Schade! Es scheint eine leichtere Hand dazu zu gehören."

„Nicht doch," sprach der Hauptmann, „das Papier verträgt seiner Glätte wegen nur nicht viel Tinte. Sie erlauben?"

Der Präsident reichte seinem Gaste die Feder. Dieser

ergriff sie und schrieb seinen eigenen Namen und noch einige Worte, wie sie ihm eben einfielen, mit festen Zügen auf das Couvert. Dann reichte er dies dem Präsidenten.

„Sie schreiben eine sehr deutliche Hand," sprach von Hillmer. „Mich dünkt, diese Handschrift kommt mir bekannt vor. — Ja, ja! — Und auch Papier derselben Art muß ich schon einmal in Händen gehabt haben."

„Schwerlich wohl," versetzte der Hauptmann, „wenigstens hier in der Stadt kann sich Niemand rühmen, von mir etwas Schriftliches zu besitzen."

Von Hillmer hatte bereits eine Mappe geöffnet, entnahm dieser ein Stück Papier und verglich es mit dem Couvert.

„Vollkommen gleich," sprach er, Beides dem Hauptmann vorhaltend. „Ueberzeugen Sie sich selbst! Das nämliche Papier und dieselbe deutliche und feste Handschrift."

Hauptmann Holtensprung warf nur einen einzigen schnellen Blick auf das zerknitterte Blatt, kehrte es um, durchflog die zerrissenen Bruchstücke, erblaßte und fragte, mit stieren, heißen Augen den Präsidenten anblickend:

„Wie kommen Sie in den Besitz dieses Brieffragmentes?"

„Sie geben also zu, daß dasselbe von Ihnen herrührt?"

„Ich habe diesen Brief geschrieben, ohne Frage, und zwar zu einer Zeit, wo ich in mancher Beziehung glücklicher war, als jetzt. Aber das gehört nicht hieher," fuhr er aufgeregt fort, „ich will nur wissen, wer Ihnen diesen Briefabriß einhändigte und zu welchem Zwecke?"

„Die Nemesis, Herr Hauptmann," erwiderte mit ernster Stimme der Präsident. „Die Hand einer Leiche, die Hand der ermordeten Wittwe Billander hielt dieses Papier krampfhaft gefaßt. Von ihr hab' ich es erhalten, damit ich ihren Mörder ermitteln könne!"

„Die Wittwe Billander?" sprach Holtensprung ganz verstört. „Sie ist es also wirklich selbst? Ich begreife es nicht."

„Eine Thatsache läßt sich durch zweifelnde Ausrufe nicht wegläugnen," versetzte der Präsident. „Noch ist der Verbrecher nicht entdeckt, von dessen Hand die unglückliche Frau umgebracht ward. Dieser Brief aber, als dessen Verfasser Sie sich bekennen, und Ihre Unruhe bei dem Anblicke des jungen Mädchens heute Mittag, das Ihr Spiegelbild am Todestage der Wittwe Billander in deren Wohnung erblickt haben will, zwingen mich, Ihnen, Herr Hauptmann, zu erklären, daß Sie mein Gefangener sind."

Holtensprung saß mit gebeugtem Haupte am Tische. Seine Augen waren fest auf das zerknitterte Brieffrag=

ment gerichtet, und ohne auf die Worte des Präsidenten zu hören, wiederholte er immerfort nur das eine Wort: „Unmöglich! Unmöglich!“

Als von Hillmer dem tief erschütterten Manne, dessen Betragen er für die Maske eines vollendeten Heuchlers hielt, ankündigte, daß er in's Gefängniß abgeführt werden solle, folgte Holtensprung dem eintretenden Polizeibeamten ohne Widerstreben.

7.

Ein Brief aus Batavia.

Die Verhaftung des als Gesellschafter überall gern gesehenen Hauptmannes machte großes Aufsehen. Die Veranlassung derselben blieb nicht lange verborgen. Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden wußte die ganze Residenz, Holtensprung sei verdächtig, bei Ermordung der Villander mitgewirkt zu haben. Andere nannten den Verhafteten sogar geradezu deren Mörder, und die Allerklügsten wollten wissen, er habe die That bereits eingestanden.

Die Untersuchung ward nunmehr mit größtem Eifer wieder aufgenommen und strenger denn je fortgesetzt. Indeß schien man ein baldiges Ende derselben nicht abzusehen.

Der Hauptmann fand nach Ueberwindung der ersten Bestürzung seine Ruhe und Kaltblütigkeit wieder. Er läugnete jede Mitwissenschaft an der That und behauptete, die Ermordete in früherer Zeit nur von Ansehen gekannt zu haben. Weder wollte er mit derselben jemals in Verbindung gestanden, noch ihre Wohnung betreten haben. Befragt über den Brief, dessen räthselhaft klingende Wortfragmente allerdings etwas Gravirendes für ihn haben konnten, da sie auf ein Geheimniß hindeuteten, antwortete Holtensprung: er könne darüber keine Auskunft geben.

Angestellte Nachforschungen in der Wohnung des Verhafteten lieferten ebenfalls kein Resultat. Außer dem verdächtigen Papiere fand sich keine Spur, die eine Verbindung mit Wittwe Billander auch nur hätte vermuthen lassen. Es gab weder Briefe von ihr, noch sonst etwas, das einem argwöhnischen Richterauge Verdacht einflößen konnte. Nur daß der Hauptmann mit Batavia in Verbindung gestanden hatte, zeigte sich deutlich. Briefcouverte mit dem Poststempel Batavia entdeckte man. Gerade deshalb hielt man den Verhafteten für höchst verdächtig, und je weniger man ihn einer Theilnahme an dem Morde beschuldigen konnte, desto mehr glaubten sämmtliche Gerichtspersonen an die Mitwissenschaft des hartnäckig Läugnenden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch Holtensprung's Gefährte, Ebersdorf, vorgeladen und scharf befragt wurde, indeß auch die Aussagen dieses Mannes brachten kein Licht in die Sache. Da es Ebersdorf ohnehin gelang, unzweifelhaft sein Alibi nachzuweisen, mußte man ihn ungehindert gehen lassen. Holtensprung's Bemühungen in dieser Beziehung wären weniger glücklich und gerade dies mehrte den Verdacht. Antonie Seedorf, die ihrer freiwillig gegebenen Aussage nach am Tage des verübten Verbrechens einen Mann im Spiegel des Vorzimmers erblickt hatte, der wieder vor ihrem Spiegelbilde den Hut zog, wagte nicht eine bestimmte Antwort zu geben, als man ihr den Hauptmann vorführte. Die Gesichtszüge jenes Fremdlings hatte sie nur sehr flüchtig gesehen, die Gestalt Holtensprung's schien ihr ähnlich, die Tracht des Gesehenen wich dagegen von der Kleidung des Hauptmannes ab.

Der Untersuchungsrichter war in Verzweiflung. Die kühle Ruhe des Gefangenen bei jedem neuen Verhör, die Consequenz in seinen Aussagen, die sich nie widersprachen und selbst die verwickeltsten Kreuzfragen gelassen ertrugen, machten ihn mehr und mehr unsicher.

Da langte wieder ein Brief aus Batavia an, adressirt an einen Herrn Meerolf, poste restante. Einen Mann dieses Namens gab es in der ganzen Stadt nicht,

weshalb die Postdirection unverweilt Anzeige machte. Da der Brief doch jedenfalls abgeholt wurde, mußte sich ja alsbald die Person des Adressaten ermitteln lassen. Wirklich fand sich auch schon wenige Tage später ein Mann von bäuerlichem, dabei etwas fremdländischem Aussehen ein, welcher den Brief in Empfang nehmen wollte. Man begehrte von diesem Unbekannten zu wissen, ob er auch ein Recht zur Abforderung des Briefes habe und verlangte seine Legitimation zu sehen. Dies schien den Fremden unangenehm zu überraschen. Er machte Ausflüchte, verwickelte sich in Widersprüche und wollte sich endlich ohne Brief wieder entfernen. Letzteres ward gestattet, allein nur in Begleitung.

Als nun dieser genöthigt ward, seine Papiere vorzuzeigen, ergab sich, daß sein wirklicher Name Villander war. Er gab sich für einen Vetter der Ermordeten aus und wollte vorgeblich hieher gekommen sein, um Anspruch auf die Hinterlassenschaft der Wittwe zu machen. Den Namen Meerolf hatte er sich seiner Aussage nach beigelegt, um unnützen Fragen möglichst auszuweichen.

Diesen Angaben schenkte das Gericht schon deshalb wenig Glauben, weil der pseudonyme Meerolf gar nicht das Ansehen eines in jeder Hinsicht rechtlichen Mannes hatte. Sein Blick war unstät und scheu. Er sprach nur mit zu Boden gesenkten Augen und, was dem Verhör=

richter gleich beim ersten Gespräch mit demselben auffiel, er fuhr sichtlich zusammen, wenn er zufällig seine Gestalt im Spiegel erblickte.

Weitere Nachforschungen ergaben, daß dieser Billander einige Tage vor dem Tode der Wittwe schon in der Residenz gesehen worden war. Wie große Anstrengungen er auch machte, dies in Abrede zu stellen, er ward überführt und genöthigt, die unabläugbare Thatsache zuzugeben. Dadurch zerfielen andere Angaben in Nichts. Billander erschien in hohem Grade verdächtig und eine strenge Ueberwachung desselben war dringend geboten.

Als Holtensprung die Verhaftung dieser geheimnißvollen Persönlichkeit gemeldet ward und man ihm die Frage vorlegte, ob ihm dieser Mann bekannt sei, vermochte er eine große Bewegung nicht zu verbergen. Er erhob sich ungestüm von seinem Sitz und sagte:

„Ich glaubte, Hugo Billander sei längst gestorben.“

„Sie kannten ihn also?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Ob ich ihn kannte!“ erwiderte der Hauptmann. „Habe ich doch ein Jahr lang mit ihm zusammen gelebt und ihm damals einen sehr großen Dienst erwiesen.“

„Ist er ein Vetter der Ermordeten?“

„Vielmehr ein Halbbruder.“

„Was veranlaßte Sie, bis jetzt zu verschweigen, daß

Sie jemals mit einem Manne dieses Namens in Beziehung gestanden haben?"

„Die Ueberzeugung, er sei todt!"

Zu weiteren Auslassungen war der Hauptmann vorläufig nicht zu bewegen. Man überließ ihn der Einsamkeit und stillem Nachdenken, während Billander, der alsbald auch zu dem Geständniß gebracht ward, daß er ein Halbbruder des vor drei Jahren verstorbenen Billander sei, sich immer mehr in Widersprüche verwickelte.

Dem Richter leuchtete ein, daß eine plötzliche Ueberraschung auf die, jedenfalls nicht von aller Schuld freie Seele dieses Mannes von folgenreicher Wirkung sein könne. Noch wußte der Verdächtige nichts von dem aufgefundenen Brieffragmente, nichts von dem in Untersuchungshaft befindlichen Holtensprung. Das Gericht hielt unter diesen Umständen eine kleine List für erlaubt.

Bis jetzt waren die Verhöre mit Billander in dem Zimmer angestellt worden, wo man ihn gefangen hielt. Es vergingen Tage, ohne daß man ihn wieder belästigte. Plötzlich überraschte ihn der Schließer mit der Nachricht, er dürfe hoffen, demnächst seine Freiheit wieder zu erhalten, da man sich von seiner Unschuld überzeugt habe. Nur ein einziges Verhör, und zwar vor versammeltem Gericht, werde er noch zu bestehen und seine Aussagen vor diesem nochmals zu wiederholen haben.

Villander schien durch diese Nachricht sichtlich erfreut zu sein. Sein ganzes, bisher so gedrücktes Wesen veränderte sich; er zeigte sich heiter und bereit, und da der Schließer bei seinem jedesmaligen Eintritt immer dieselbe Freudenbotschaft wiederholte, glaubte der Gefangene offenbar jede Gefahr von sich abgewendet. Er stieg mit Zuversicht in die Kutsche, die eines Abends vor dem Arrestlocale hielt, um ihn, wie der sehr zuvorkommende Gerichtsdiener sagte, nach dem Orte abzuholen, wo das Gericht seiner Ankunft bereits harre.

5.

Das Verhör vor dem Spiegel.

Antonie Seedorf saß arbeitend neben ihrer ebenfalls thätigen Mutter. Beide Frauen waren still und schienen von irgend etwas gedrückt zu werden. Um die gewöhnliche Abendstunde stieg Hermann die schmale Treppe hinauf, um Antonie, mit welcher er sich vor Kurzem förmlich verlobt hatte, zu besuchen und ein paar Stunden plaudernd mit ihr zu verleben.

Der junge Mann wunderte sich, daß das fröhliche Mädchen nicht, wie es sonst ihre Gewohnheit war, ihm

schon an der Thür die Hand entgegenstreckte. Er fand einen so kühlen Empfang, daß er darüber erschrak und einen fragenden Blick von der lieblichen Tochter auf die Mutter gleiten ließ, die nicht weniger betrübt oder geängstigt aussah, als Antonie.

„Was ist hier vorgegangen?" fragte Hermann, seinen Arm um die Taille seiner Verlobten legend und sie liebevoll an sich ziehend. „Habt Ihr eine Trauerbotschaft erhalten oder bin ich etwa von einem Nichtswürdigen verläumdet worden?"

„Weder das Eine noch das Andere," versetzte die Wittwe, „uns ist nur bange."

„Aber weshalb? Man ist doch nicht bange ohne Grund?"

„Wir haben auch Grund dazu," sagte Antonie.

„Ich hoffe, daß ich diesen Grund erfahren darf, treue Seele."

„Die Mutter hat eben so wenig Geheimnisse vor Dir, wie ich selbst," fuhr das anmuthige Mädchen fort, „darum sollst Du auch keine Sekunde länger in Unruhe bleiben. Denke Dir, heute Mittag erscheint derselbe Mann wieder, der schon einmal zu uns kam, um sowohl mich wie die Mutter über das auszufragen, was wir etwa von den Vorgängen des Tages wüßten, an welchem die reiche Dame im Hinterhause auf so räthselhafte Weise um's Leben kam."

„Der Criminal=Actuarius Freiburg?“ fiel Hermann beunruhigt ein. „Was konnte dieser von Dir oder Deiner Mutter wollen?“

„Er war sehr freundlich,“ nahm Antonie abermals das Wort, „und entschuldigte sich sogar, daß er uns belästigen müsse. Darauf kündigte er mir an, ich solle heute meine Wohnung nicht verlassen, mich ganz so kleiden, wie an dem Todestage der Wittwe Billander, und im Fall ich abgerufen werde, ohne Scheu dem Herren folgen, der mich rufen werde.“

„Wohin?“ fragte Hermann mit immer wachsendem Erstaunen.

„Darüber ließ sich der Herr Actuarius nicht weiter aus,“ entgegnete Antonie. „Er gab mir die heilige Versicherung, daß ich keinerlei Furcht zu haben brauche. Ich hätte nichts zu thun, als meinem Führer zu folgen, mich ruhig zu verhalten und einige Fragen, die vielleicht an mich gerichtet werden könnten, unbefangen und der Wahrheit gemäß zu beantworten.“

„Also doch wieder ein Verhör!“ sagte Hermann verstimmt. „Ich habe das längst vermuthet. Es kann einem einfachen, ehrlichen Menschen gar nichts Schlimmeres begegnen, als unvermuthet Zeuge zu sein eines Vergehens oder sich nur in der Nähe einer verbrecherischen That durch Zufall aufzuhalten. Wem just dies Unglück

passirt, der hat so lange keine ruhige Stunde mehr, bis es den Gerichten gelungen ist, den Thäter zu ergreifen. Man hat etwas vor; ich habe schon davon gehört, und aller Wahrscheinlichkeit nach will man die Localitäten noch einmal besichtigen, wo das Verbrechen begangen wurde. Es begegneten mir hier ganz in der Nähe einige Gerichtsdiener, und im Parterregeschoß des Hinterhauses bemerkte ich beim Eintritt in den Thorweg Lichtschimmer."

Auf der Straße hörte man jetzt das Rollen eines Wagens. Es näherte sich schnell, ward alsdann plötzlich dumpfer und ließ sich gleich darauf wieder lauter hören. Die Scheiben der kleinen Fenster klirrten.

„Der Wagen fuhr in's Haus," sprach Hermann, rasch an's Fenster tretend und die weißen Gardinen, die es verhüllten, behutsam zurückschiebend. „Richtig," fuhr er fort, „da rollt er über den Sandweg und jetzt hält er vor den Sandsteinstufen des Hinterhauses! Kein Zweifel, das Gericht hat eine Besichtigung oder sonst etwas vor, und wer weiß, ob der so lange in Haft gehaltene Hauptmann, dem es noch immer nicht gelingen will, seine Unschuld zu beweisen, nicht gar in der Kutsche hieher gebracht wird."

Der junge Schreiber ließ die Gardine wieder fallen und nahm neben seiner Braut Platz, die weniger aus

Neigung als um ihre Unruhe zu verbergen, emsig zu nähen begann.

Inzwischen stieg der Gefangene mit seinem Begleiter aus dem Wagen. Die Nacht war sehr finster, da schwere Regenwolken den Himmel umzogen. Der Gefangene, völlig im Unklaren gelassen über den Ort, an den er gebracht werden sollte, hatte keine Zeit, sich zu orientiren, da man ihn nöthigte, rasch die Stufen hinaufzusteigen und durch die eben so schnell sich öffnenden Flügelthüren einzutreten, die sofort wieder hinter ihm zufielen.

Einen seiner ihm zur Gewohnheit gewordenen scheuen Blicke nach allen Seiten hin versendend, sah sich Billander in einem geräumigen Zimmer, in dessen Mitte ein mit grünem Tuch überzogener Tisch stand. Hinter diesem Tische und zu beiden Enden desselben saßen mehrere Herren in feierlicher Haltung. Auf silbernen Armleuchtern brannten Kerzen, die eine angenehme Helligkeit in dem ganzen Raume verbreiteten und ihn gemüthlich hätten erscheinen lassen, wäre nicht die Gesellschaft dieser schwarz gekleideten Männer mit den strengen, kalten Gesichtern gewesen.

Hinter dem grünen Tische, ihm gerade gegenüber, fiel ein faltiger Vorhang von ebenfalls grünem Zeuge bis auf den Fußboden herab. Gleiche Verhüllungen zeigten sich links und rechts an den Wänden. Billander

vermuthete hinter diesen Falten die Fenster des Saales. Auf Befehl näher an die Tafel tretend, gewahrte er neben dem Verhörrichter einen andern, noch strenger auf ihn blickenden Mann. Es war der Präsident von Hillmer.

„Geloben Sie," sprach der Verhörrichter, „jede Frage, die Ihnen jetzt vorgelegt werden wird, klar, ohne Umschweif und der Wahrheit gemäß zu beantworten."

Der Gefangene kam dieser Aufforderung gern nach, warf aber doch einen mißtrauischen Blick auf den regungslosen Präsidenten, der ein geschlossenes Portefeuille vor sich liegen hatte.

„Wie heißen Sie?" begann der Untersuchungsrichter das Verhör.

„Hugo Billander, genannt Meerolf."

„Ihr Alter, Stand und Charakter?"

„Ich zähle dreiundfünfzig Jahre und lebe gegenwärtig als Privatmann."

„Wo hielten Sie sich auf, ehe Sie hieher kamen?"

„Das ist eine Frage, die ich nur durch eine lange Erzählung ausführlich beantworten könnte. Ich habe sehr weite Reisen gemacht während meines Lebens und so viele Städte gesehen, daß ihre Namen zum Theil meinem Gedächtniß wieder entfallen sind."

„Unter einem Aufenthaltsorte ist derjenige Ort zu

verstehen, in welchem Sie vor Ihrer Reise nach dieser Stadt Ihr Domicil hatten."

„Ich hatte gar kein festes Domicil."

„Aber doch wohl eine Wohnung, in der Sie lebten?"

„Nicht immer."

„Demnach führten Sie das Leben eines Vagabunden?"

„Wenn Sie erlauben, nur das eines Reisenden."

„Gut denn, bleiben wir dabei. In welchem Lande und in welchem Erdtheile reis'ten Sie, ehe Sie nach Europa zurückkehrten?"

„In Asien," sagte Billander.

„Und ehe Sie das Festland von Asien betraten?"

„Da war ich natürlich auf dem bretternen Deck eines Schiffes."

Der Richter machte den Angeklagten auf das Unziemliche dieser Antwort aufmerksam, indem er ihn gleichzeitig ermahnte, die ernste Stunde in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen.

„Ich halte nur, was ich gelobt habe," erwiderte Billander. „Soll ich die ganze Wahrheit sagen, so muß ich nochmals wiederholen, daß ich auf einem Segelschiffe mich befand, ehe ich meinen Fuß auf die festländische Erde Asiens setzte."

„Wie aber hieß das Land und der Ort, wo Sie weilten, ehe Sie zu Schiffe gingen?"

„Batavia auf Java," sagte Billander mit etwas weniger lauter Stimme.

„Welches Geschäft betrieben Sie dort?"

„Zuletzt, d. h. ehe ich zu Schiffe ging, um über Asien nach Europa zu reisen, lebte ich als Privatmann."

„Und vorher?"

„Vorher trieb ich Handel."

„Sie haben früher schon ausgesagt, daß Sie Pflanzer gewesen seien."

„Das war ich auch, allein ich hatte wenig Glück und darum gab ich es auf, Pflanzer zu bleiben."

„Wie lange ist es her, daß Sie diesen Entschluß faßten?"

„Zwölf Jahre."

„Damals lebte Ihr Halbbruder mit seiner noch sehr jungen Frau ebenfalls in Batavia, und Sie waren es, der täglich bei ihm aus= und einging."

„Ich war allerdings häufig im Hause meines Bruders."

„Standen Sie in irgend einer geschäftlichen Verbindung mit ihm?"

„Dessen kann ich mich nicht erinnern."

„Vielleicht erinnern Sie sich aber, daß Sie Ferdinand Billander Ihre sehr verschuldete Pflanzung zum Kauf anboten?"

„Das habe ich nie gethan; ich fragte ihn nur eines Tages, ob er wohl Lust hätte, mir die Last abzunehmen."

„Welche Antwort erhielten Sie auf diese Frage?"

„Gar keine! Mein Bruder hatte es in der Art, wenn er weder Ja noch Nein sagen wollte, immer nur recht verschmitzt zu lächeln. Ueberhaupt war Verschmitztheit sein hervorragendster Charakterzug."

„Gelang es Ihnen dennoch, Ihre Pflanzung zu veräußern?"

„Ich war in der That so glücklich."

„Geschah dies ohne Vermittelung eines Unterhändlers?"

„Freunde und Bekannte unterstützten mich."

„Wie kam es denn, daß später dennoch Ihr Halbbruder Besitzer Ihrer Pflanzung ward?"

Villander stutzte und zum ersten Male wußte er auf diese Frage keine Antwort zu geben.

„Ich habe das nie behauptet," erwiderte er endlich zögernd und ausweichend.

„Allerdings nicht," fuhr der Inquirent fort, „wir haben es aber glücklicherweise in Erfahrung gebracht, da wir im Besitz der Papiere gelangt sind, die jenen Kauf unwiderleglich bestätigen."

Villander schwieg und ließ zerstreut seine Blicke über die Tafel gleiten.

„Bei den erwähnten Papieren fand sich ein Schreiben vor, das zwar ohne Unterschrift ist, das jedoch offenbar von Ihnen herrührt, wie die Handschrift ausweist. Sie werfen darin Ferdinand Villander vor, er habe Sie übervortheilt, und beanspruchen nachträglich noch eine Summe von zehntausend holländischen Gulden."

Während Hugo an seinen Fingernägeln kauete, öffnete der Präsident das vor ihm liegende Portefeuille und entnahm demselben einen Brief mit sehr vergilbten Schriftzügen. Das untere Ende war offenbar absichtlich abgerissen, wahrscheinlich um den Namen des Schreibers Niemand wissen zu lassen.

„Hier ist das erwähnte, von Ihnen herrührende Schreiben," fuhr der Richter fort. „Erkennen Sie die Hand als die Ihrige an?"

Villander ging offenbar mit sich zu Rathe, dann sagte er achselzuckend und Gleichgiltigkeit erheuchelnd:

„Nun ja, der Brief rührt von mir her, was soll ich es läugnen! Ich schrieb ihn, weil ich zu spät erfuhr, daß der verschmitzte Mann meine Bedrängniß sich zu Nutze gemacht und mich mit einem Kaufschillinge abgefunden hatte, den ich gar nicht hätte annehmen sollen."

„Sie waren aber damit zufrieden?"

„Zufrieden? Wie!" fiel Villander mit Lebhaftigkeit ein, und die Zornader auf seiner Stirn schwoll dick an.

„Zufrieden war ich nie damit, weshalb ich denn auch wiederholt Einspruch dagegen erhob."

„Wiederholt? Unter den Papieren des Verstorbenen hat sich nur dieser eine Brief von Ihnen vorgefunden."

„Dennoch geschah es wiederholt, nur leider immer ohne Erfolg. Endlich verließ mein Halbbruder mit seiner Frau Batavia, nachdem er ohne mein Wissen und mit bedeutendem Vortheil die Pflanzung einem auf Java geborenen sehr reichen Holländer verkauft hatte."

„Blieben Sie auch nach der Abreise Ihrer so nahen Verwandten mit diesen in Verbindung?"

„So eigentlich nicht; wohl aber suchte ich meine Ansprüche geltend zu machen."

„Heißt das: Sie forderten eine Nachzahlung auf Ihr veräußertes Eigenthum?"

„Ich glaube, man kann es so auslegen."

„Geschah dies durch briefliche Mahnungen?"

„Blieb etwas Anderes übrig?"

„Ich bitte um bestimmte Antwort. Schrieben Sie an Ihren Stiefbruder?"

„Nein."

„Aber an dessen Frau?"

„Auch nicht."

„Sie gestanden so eben zu, daß Sie Ihre sogenannten Ansprüche brieflich erneuert hätten."

„Das habe ich nicht gesagt,“ versetzte spitz lächelnd Villander. „Bei der großen Klugheit und eigennützigen Umsicht Ferdinand's würde ein solcher Versuch von meiner Seite immer gescheitert sein. Er kannte meine Hand.“

„Sie schrieben also niemals selbst?“

„Niemals!“

„Mithin ließen Sie einen Andern schreiben?“

„Sie haben es errathen.“

„War dieser Andere ein Freund von Ihnen?“

„O nein, nur ein Bekannter.“

„Sein Name?“

„Thut gar nichts zur Sache.“

„Das Gericht ist anderer Ansicht. Es begehrt den Namen dieses Mannes zu erfahren.“

„Ich kann dem hochpreislichen Gericht keine Vorschriften machen, werde aber den Namen dennoch verschweigen so lange, bis dasselbe ein Mittel findet, mich zum Sprechen zu zwingen. Und das, denk' ich, hat gute Weile, da ja, Dank der Civilisation unserer Zeit, die Tortur längst schon abgeschafft ist.“

„Sie könnten sich dennoch täuschen,“ fiel hier der Präsident ein. „Es gibt auch moralische Zwangsmittel, deren Anwendung jedem Gericht gestattet ist.“

„Ich fürchte sie nicht. Uebrigens wiederhole ich, daß gar nichts darauf ankommt. Die Briefe jenes Mannes

enthielten nur Klagen, keine Drohungen, der Schreiber derselben hatte gar kein Interesse dabei, und was man etwa jetzt noch von ihm oder seinen Briefen, die ich ihm dictirte, denken mag, kann ihm vollkommen gleichgültig sein, denn er ist längst schon todt."

Villander sprach dies mit Zuversicht und mit einem gewissen kecken Trotze, der etwas Herausforderndes hatte.

„Wissen Sie das gewiß?" fragte der Richter.

„Er kam mit vielen Andern bei einem Schiffbruche an der Küste von Koromandel um's Leben."

„Beharren Sie auf Ihrer Weigerung?"

„So lange, bis jene angedeuteten moralischen Zwangsmittel, von denen sich das hochpreisliche Gericht so große Resultate verspricht, mich andern Sinnes machen."

Der halbe Silberton einer Handschelle ließ sich plötzlich hören. Hinter dem faltigen grünen Vorhange zur Rechten des Gefangenen regte es sich, der Vorhang glitt zur Seite und gegen die grüne Tafel heran schritt langsam, kaum hörbar, wie ein Schatten, die Gestalt eines Mannes, der seine Augen unverwandt, mit durchbohrendem Blick auf den sichtlich erbleichenden Angeklagten richtete.

„Hugo Villander," sprach dieser Mann, „noch bin ich am Leben und Ihretwegen, fürcht' ich, muß ich schwer leiden!"

Der so Angeredete wankte. Er mußte sich auf die Lehne eines Stuhles stützen, um nicht zusammen zu brechen.

„Sie leben?" stieß er dann halb bewußtlos heraus. „Wollen Sie mich ruiniren, Hauptmann Holtensprung? Ich habe Sie doch niemals beleidigt oder verfolgt."

„Hauptmann Holtensprung," wendete sich jetzt der Präsident von Hillmer an diesen, „erkennen Sie in dem vor Ihnen stehenden Hugo Billander den Mann wieder, in dessen Auftrage und nach dessen Dictaten Sie von Batavia aus einige Male Briefe an den verstorbenen Ferdinand Billander schrieben?"

„Es ist derselbe Mann, der jene Briefe mir dictirte."

Der Präsident öffnete wieder das vor ihm liegende Portefeuille und nahm jenes zerknitterte Brieffragment heraus, das man in der Hand der Wittwe Billander gefunden hatte.

„Erkennen Sie diese Schriftzüge für die Ihrigen an?" fuhr der Präsident fort.

„Ich habe sie nie verläugnet," versetzte Holtensprung. „Es ist wahrscheinlich das letzte Schreiben, das ich im Auftrage Hugo Billander's kurz vor meiner Abreise aus Batavia an dessen Halbbruder richtete."

Der Gefangene hatte seine Fassung wieder gewonnen. Er maß den Hauptmann mit feindseligen Blicken und

schien entschlossen zu sein, jede neue an ihn gerichtete Frage so kurz wie möglich zu beantworten.

„Sie haben diese Gegend,“ fuhr jetzt der Untersuchungsrichter fort, „unter einem fremden Namen betreten. Was veranlaßte Sie dazu?“

„Nichts; es war Liebhaberei. Ich zog es vor, incognito zu reisen.“

„Man hat ermittelt, daß Sie mehrere Tage vor dem Tode Ihrer Schwägerin hier angelangt sind. Wo hielten Sie sich auf?“

„Es ist dies eine Annahme, die ich fortwährend bestreiten muß. Den Tod meiner Schwägerin erfuhr ich durch die Zeitungen. Darauf erst kam ich hieher, behielt, um völlig ungestört zu bleiben, meinen angenommenen Namen bei und hatte dabei keine andere Absicht, als Erkundigungen über die Verhältnisse einzuziehen, um später mit meinen Ansprüchen hervorzutreten.“

„Ueberlegen Sie wohl, was Sie sagen!“ sprach mit strenger Miene der Richter. „Man hat Sie früher gesehen, sogar in dem Hause der Ermordeten.“

„Diejenigen, welche dies behaupten, täuschen sich. Ich kenne das Haus meiner verstorbenen Schwägerin nicht und habe es nie mit einem Fuße betreten.“

„Was würden Sie sagen, wenn man Ihnen Zeugen gegenüber stellte?“

„Es ist dies unmöglich, denn es gibt keine."

Die Glocke erklang wieder und vor diesem Klange, der wie die Stimme eines Unsichtbaren Geister zu rufen schien, erblaßte Hugo Billander abermals.

Da sank geräuschlos die faltige Verhüllung hinter dem Sitze des Präsidenten, eine glänzende, nur von wenigen Flecken entstellte Spiegelfläche ward sichtbar, und in diesem Spiegel sah sich Hugo Billander neben einem anmuthigen jungen Mädchen, das ihre klaren Augen regungslos auf ihn richtete.

Der vor Gericht Stehende zuckte zusammen, sein Haupt kehrte sich blitzschnell um und mit dem Ausrufe: „Ein Geist! Der Geist aus dem Hause der Wittwe!" sank er in die Knie.

Der Spiegel hatte ihn verrathen.

Antonie Seedorf erklärte auf ihr Gewissen, daß dieser Mann es gewesen sei, den sie vom Fenster ihres Zimmers aus bemerkt und der gleichzeitig, wenn auch ganz unwillkürlich, ihr Spiegelbild gegrüßt habe. Den nächsten Fragen des Richters, die wie scharfe Dolchstöße den Erschütterten trafen, vermochte Hugo Billander nicht mehr zu widerstehen. Die moralische Tortur, die man ihm nicht erließ, warf ihn zu Boden und schon einige Minuten später legte er ein umfassendes Geständniß ab.

9.

Nach der Freisprechung.

Im Café Belvedere ging es sehr lebhaft zu. Die Gesellschaft war zahlreicher denn je und die Stimmung Aller voll heiterer Erwartung. Mehrere hatten sich um die Fenster gruppirt, um nach dem freien Platze auszuschauen, der daselbst zu überblicken war. Endlich rief die Stimme des alten Obersten, der mit so großer Leidenschaft Schach spielte:

„Da kommen sie!"

Alles eilte von den Tischen nach den Fenstern. Einige Herren schritten schräg über den Platz gerade auf das Kaffeehaus zu. In ihrer Mitte gingen der Präsident von Hillmer und Hauptmann Holtensprung Arm in Arm. Hinter diesen führte Actuarius Freiburg den Hauptmann Ebersdorf, Holtensprung's langjährigen Kameraden.

Die Begrüßung der Eintretenden auf dem Café Belvedere war lebhaft und herzlich. Alle beeilten sich, dem so lange Entbehrten ein Wort der Anhänglichkeit, der Theilnahme oder des Trostes zu sagen. Man gab sich ersichtlich Mühe, ihm zu beweisen, daß die ausgestandene Haft keinen Einfluß gehabt habe auf die Gesinnungen, die man gegen ihn hege.

Holtensprung seinerseits war zu sehr Weltmann und durch Erfahrungen der verschiedensten Art zu sehr geschult, als daß er gegen irgend Jemand nachhaltigen Groll hätte hegen sollen. Ein Zusammentreffen eigenthümlicher Umstände mußte ihn mehr als verdächtig erscheinen lassen, darum ließ er das ihm geschehene Unrecht Keinem, am allerwenigsten dem Präsidenten von Hillmer entgelten.

„Dieser wackere Mann," sagte er zu allen Bekannten, welche auf die jüngste, für den Hauptmann so traurige Vergangenheit zu sprechen kamen, „hat nur seine Pflicht gethan. Selbst wenn ich noch länger der Freiheit hätte entbehren müssen, würde ich ihn seines amtlichen Eifers wegen nur zu loben haben."

Die frühere Heiterkeit und der gesellschaftliche Frohsinn stellten sich binnen wenigen Tagen bei den gewöhnlichen Besuchern des Café Belvedere vollständig wieder ein. Auf besondere Veranlassung des Präsidenten ward Hauptmann Holtensprung zum Ehrenmitgliede des exclusiven Clubs ernannt, zu welchem Fremde bisher niemals Zutritt gehabt hatten. Hier sah man dann an denjenigen Abenden, die vorzugsweise geselliger Unterhaltung und zerstreuenden Vergnügungen gewidmet waren, regelmäßig den Präsidenten von Hillmer eine Parthie Schach mit dem Hauptmanne spielen. Solchen Parthieen fehlte

nie ein ansehnlicher und aufmerksamer Zuschauerkreis, in welchem der alte Oberst der Einzige war, der sich bei einem von ihm nicht für zweckmäßig erachteten Zuge nicht blos mit mißbilligendem Kopfschütteln begnügte, sondern seinen Gedanken auch Worte lieh. Leider aber wollte es ihm nie gelingen, trotz seines Besserwissens den ruhig spielenden Hauptmann je wieder zu besiegen, was er freilich auch nicht begreifen konnte.

Hugo Billander widerrief auch in späteren Vernehmungen sein Geständniß nicht. Er ergänzte es vielmehr durch freiwillig gemachte Aussagen, die seine That wenigstens in viel milderem Lichte erscheinen ließen. Eines Abends theilte der Präsident den Mitgliedern des Clubs darüber Folgendes mit:

„Dem bedauernswerthen Manne ist ohne Zweifel Unrecht geschehen. In der Hinterlassenschaft seiner Schwägerin haben sich auch die Schriftstücke gefunden, welche Aufschluß geben über den Verkauf der Pflanzung. Hugo befand sich damals in großer Bedrängniß. Diese benutzte sein Stiefbruder, der neben sonstigen vortrefflichen Eigenschaften von dem Laster der Habsucht und sträflichen Eigennutzes nicht freizusprechen ist. Seine Frau theilte diese Ansichten ihres Gatten nicht. Gerade weil sie aber anderen Sinnes war, schloß dieser den höchst vortheilhaften Kauf ab, zahlte dem übervortheilten Bruder

die Kaufsumme baar aus und zog sich von Stund an fast in beleidigender Weise von ihm zurück.

„Alle Versuche, ein freundliches Verhältniß zwischen den Halbbrüdern wieder herzustellen, scheiterte an der Geldgier Ferdinand's. Es kam zuletzt zu heftigen Scenen, wobei die Vermittlerrolle der Gattin desselben keinen glücklichen Erfolg hatte. Ferdinand verbot dem Bruder sein Haus und kümmerte sich in keiner Weise mehr um ihn. Seit dieser Zeit erhob Hugo Villander offen seine Ansprüche. Den gerichtlichen Weg konnte er leider nicht einschlagen, weil der rechtskräftig geschlossene Kauf ihn jedes Anspruches verlustig erklären mußte. Von ihm selbst geschriebene und an seine Schwägerin gerichtete Briefe blieben anfangs unbeantwortet, spätere kamen sogar unerbrochen zurück."

„Damals war es," unterbrach Hauptmann Holtensprung den Präsidenten, „wo Hugo Villander mich bat, statt seiner die Feder zu ergreifen."

„Auch diese von fremder Hand herrührenden Briefe, die indeß wenigstens angenommen wurden, blieben ebenfalls unbeantwortet. Auch fanden nur Drei wirkliche Aufnahme. Der letzte war an die Frau Ferdinand's adressirt und zwar von Hugo selbst mit verstellter Handschrift. Er behauptet, es sei dieser Brief derselbe, von der ein Stück in ihrer Hand gefunden wurde."

„Diese Aussage ist jedenfalls richtig," sagte Holtensprung, „denn ich erinnere mich, daß ich den letzten Brief, den mir Hugo Billander in die Feder dictirte, mit keiner Adresse versehen habe."

„Bald darauf," fuhr der Präsident in seiner Erzählung fort, „verließ das begüterte Ehepaar Batavia, um nach Europa zurückzukehren. Hugo blieb lange im Ungewissen, wohin seine nächsten Anverwandten sich wohl gewendet haben möchten. Er war entschlossen, eine Zeit lang nichts von sich hören zu lassen, unter der Hand aber Erkundigungen einzuziehen, damit sie seinen Blicken nicht für immer entschwänden. Von kräftigem Körperbau und an Anstrengungen aller Art gewöhnt, dabei mäßig in allen Genüssen, durfte er annehmen, daß er seinen Bruder, der in früheren Jahren ein sehr lustiges Leben geführt und schon auf Java wiederholt an bedenklichen Krankheitsanfällen gelitten hatte, überleben werde. In diesem Falle, den der Zurückgesetzte allerdings herbeiwünschte, war er der nächste Erbe. Seine Schwägerin, mit welcher er immer auf gutem, ja fast vertrautem Fuße gestanden, hoffte er dann leicht von der Nothwendigkeit zu überzeugen, daß sie ihm entweder einen Theil des ihr zugefallenen Vermögens abtreten oder ihm doch einen bestimmten Jahrgehalt aussetzen müsse, von dem er anständig zu leben vermöge. „Ich schmeichelte mir — setzte

Hugo Villander hinzu — sogar mit der Hoffnung, in diesem für mich so viel versprechenden Falle möge es mir *gelingen* können, durch Beharrlichkeit und einschmeichelndes Wesen in einer glücklichen Stunde ihre Hand zu gewinnen."

„Es vergingen indeß Jahre, ehe Hugo Villander den Aufenthalt seiner Anverwandten entdeckte. Als ihm dies geglückt war, ließ er sie nicht mehr aus den Augen. Er verfolgte ihre Spur ununterbrochen, indem er den Namen Meerolf annahm und Handelsverbindungen an dem Orte, wo das reiche, kinderlose Ehepaar sich häuslich niederließ, anknüpfte. Dadurch wurde es ihm auch möglich, den Tod Ferdinand's zu erfahren, obwohl mehr als ein Jahr verging, ehe diese Kunde ihn erreichte. Entmuthigend war es für Hugo, daß seine Schwägerin die Nachricht von diesem Todesfalle ihm nur mit kalten Worten anzeigte. Wenn er nicht annehmen sollte, daß sie seiner ganz in ihrer Trauer vergessen habe oder zu sehr mit Geschäften überhäuft sei, mußte dies ein Zeichen für ihn sein, daß sie überhaupt nichts mehr von ihm wissen wollte.

„Hugo Villander machte jetzt Alles zu Gelde und verließ Java. Er brauchte ein volles Jahr, ehe er Deutschland erreichte, da ihn seine Handelsgeschäfte an verschiedenen Orten aufhielten. Endlich — es war im

Hochsommer dieses Jahres — kam er in dem kleinen Flecken B* unter dem Namen Meerolf an. Hier miethete er sich ein, um die Residenz zu Fuße zu besuchen und Briefe, die er erwartete, auf der Post abzuholen. Nebenbei zog er sehr vorsichtig Erkundigungen ein über seine Schwägerin, was ihm nicht schwer fiel, da der Name der begüterten Wittwe, deren Hand so Vielen begehrenswerth schien, in Aller Munde war.

„Wochenlang blieb Hugo unschlüssig, was er thun müsse, um endlich sein Ziel zu erreichen. Was er von seiner Schwägerin hörte, lautete wenig ermuthigend. Sie lebte ganz einsam, ließ fast Niemand zu sich, hütete sich namentlich vor allem Männerbesuch und mied jeden öffentlichen Ort. Wie also sollte er ihr nahen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, in der Gemüthsstimmung, die sie offenbar beherrschte, abgewiesen zu werden?

„Eine schriftliche Anfrage erschien ihm noch am schicklichsten. Hugo Villander schrieb demnach an die „schwarze Dame", wie man die stille Wittwe jetzt aller Orten nennen hörte. Er meldete ihr in diesem Briefe seine Ankunft, schilderte ihr in beredten Worten, welch schwere Tage er habe durchleben müssen, wie er alt und grau geworden sei und wie es jetzt nur von ihr abhänge, ihn die trübe Vergangenheit vergessen und durch ein einziges Wort, durch freundliches Entgegenkommen ihrerseits ihn

zum Glücklichsten der Menschen zu machen. Schließlich bat er um die Gunst, sie besuchen zu dürfen, damit man sich gegenseitig aussprechen und mündlich das Nöthige ordnen könne. Am liebsten würde es ihm freilich sein, wenn eine derartige von ihm bevorwortete Zusammenkunft durch Zeugen nicht gestört werde. Um seinen Aufenthalt noch geheim zu halten, bat er unter der Adresse Meerolf um Antwort poste restante.

„Eine ganze Woche verging, ohne daß eine Antwort erfolgte. Erst Ende der zweiten Woche fand er einen Brief von unbekannter Hand auf der Post vor. Er rührte von seiner Schwägerin her, enthielt aber nur die kurz gefaßte Anzeige, daß sie an dem und dem Tage, um die und die Stunde in ihrer Wohnung für ihn ohne Zeugen zu sprechen sein werde. Dann wolle sie ihm eröffnen, wozu sie sich entschließen könne, vorausgesetzt, daß der Herr Schwager ihre Vorschläge annehme.

„In fieberhafter Spannung," lautete Hugo Billander's weiteres Geständniß, „sah ich dem bezeichneten Tage entgegen. Es war mildes, klares Herbstwetter, die Sonne schien hell, kein Luftzug bewegte die Blätter. Klopfenden Herzens und voll beängstigender Gedanken begab ich mich zu Fuß in die Residenz. Da mich Niemand kannte und ich mich für Niemand interessirte, ging ich, ohne aufzublicken, durch die wenig belebten Straßen

Seltsamerweise kam es mir immer vor, als schleiche mir Jemand nach; ein paar Mal glaubte ich mich sogar von einer ganz fühlbaren Kraft zurückgehalten. Wenn ich mich aber umkehrte, sah ich Niemand. Dies hemmende Gefühl lähmte meine Kräfte und je näher ich der R—straße kam, desto langsamer ging ich. Wären mir damals Menschen begegnet, mein zögernder Gang, vielleicht auch mein unstätes Wesen hätte ihnen auffallen müssen. Es kam mir aber Niemand entgegen.

„Unter dem Thorwege rastete ich eine Weile, um Athem zu schöpfen und meine Gedanken zu sammeln. Es war meine Absicht, der reichen Wittwe eindringlich in's Gewissen zu reden, um ihr Herz zu rühren. Nun durchschritt ich das Vorderhaus, den Hofraum und stieg die Stufen zum Hintergebäude hinan. Die Thüren waren nur halb geschlossen. Wie ich sie vollends aufstieß, sah ich meine ganze Gestalt in dem großen alten Wandspiegel über dem Kamine. Ich erschrak vor mir selbst, denn ich sah wirklich übel aus — alt, broncefarbig, eingefallen, vergrämt! Dennoch betrachtete ich mein trauriges Spiegelbild ein paar Secunden lang; da flammt es im blitzenden Glase goldig auf und ein freundlicher Mädchenkopf lächelt mir aus dieser sonnigen Lichtwoge entgegen. Ich grüße das hübsche Kind, den Kopf zur Seite wendend, und eile schnell dem Corridor

zu, der im Halbdüster wenige Schritte von meiner Linken sich öffnet.

„Meine Schwägerin mußte mich gehört haben, denn als ich eben die Hand auf den Thürdrücker legen wollte, ging diese auf und die schwarze Dame stand vor mir. Ich war überrascht von der jugendlichen Frische ihres Aussehens, sie ihres Theils schien erstaunt zu sein über meine gealterten Züge.

„Sind Sie es wirklich, Hugo?“ fragte sie schüchtern.

„Ich bin es, liebe Schwägerin,“ erwiderte ich, ihr beide Hände entgegenstreckend. „Endlich, endlich sehe ich nach so langen Jahren doch wieder in ein befreundetes Auge.“

„Sie legte ihre zarte, weiße Hand nicht in die meinige, nur ihre Finger berührten mich kühl. Mit einer vornehm einladenden Miene deutete sie mir an, daß ich in das Boudoir treten möge.

„Es begann nun eine Unterredung zwischen uns, die wohl eine Stunde gedauert haben mag. Sie war peinlich für mich, zugleich auch demüthigend, ja in gewissem Sinne beleidigend. Statt weiblicher Milde fand ich männliche Härte, statt eines freundlichen und theilnehmenden Entgegenkommens nur Berechnung. Meine Schwägerin nannte mir eine Abstandssumme, mit der ich mich ein für alle Mal sollte abspeisen lassen. Daran war zum Ueberflusse noch die Bedingung geknüpft, daß

ich mit dem Empfang dieser Summe zugleich auch die Gegend verlassen müsse. Wenn ich darauf einging, wollte sie auf freundlichem Fuße mit mir bleiben und auch, so fern ich dies wünsche, Briefe mit mir wechseln. Den Namen Billander aber dürfe ich dann ebenfalls nicht weiter führen.

„Ohne mich selbst zu entehren, konnte ich auf solche Vorschläge nicht eingehen. Ich versuchte es mit freundlichen Auseinandersetzungen, mit vernünftigem Zureden, zuletzt mit heftig drohenden Worten, wobei ich etwas von gerichtlicher Hilfe fallen ließ.

„Dann können Sie noch das Vergnügen haben, als Vagabond arretirt und über die Grenze gebracht zu werden," gab sie kühl zur Antwort. „Ich sollte meinen, die Wahl zwischen diesem unabwendbaren Ende und meinem Anerbieten könne Ihnen unmöglich schwer fallen."

„Zugleich mit diesen Worten öffnete sie den Secretär, zog einen Schiebekasten auf und deutete auf eine mit Gold gefüllte Börse.

„Nehmen Sie," fuhr sie fort, „sie enthält genau die genannte Summe."

„Sie griff nach der Börse und zog sie heraus. Ein Blatt beschriebenes Papier flatterte dabei auf den Boden. Ich bückte mich und hob es auf. Es war jener Brief, den ich an sie adressirt hatte.

„Nehmen Sie, Schwager," sagte sie dringend, „und lassen Sie uns als Freunde scheiden. Für Sie diese Börse, für mich jenes Papier! Es hat mir zahllose traurige Tage bereitet und auch viele Thränen gekostet. Darum will ich es zum ewigen Andenken behalten."

„Das wäre grausam von mir," versetzte ich und machte Miene es zu mir zu stecken.

„Schwager, lassen Sie das!" rief sie ärgerlich. „Der Brief gehört mir und ich will ihn behalten! Er spricht für mich, wenn es Ihnen wirklich einmal einfallen sollte, mich mit Verfolgungen quälen zu wollen. Als verlassene, schutzlose Wittwe bedarf ich eines solchen Talismanns."

„Ich sah sie nur spöttisch an und griff nach meinem Taschenbuche. Hastig schleuderte die Wittwe die Börse zurück in den Kasten, schob ihn eben so schnell zu und entriß mir mit glücklichem Griff den Brief.

„Ich erfaßte ihre Hand — sie rang und entzog sie mir. Da umschlang ich die Schwägerin und warf sie in den Divan.

„Den Brief," sagte ich, jetzt ebenfalls heftig werdend, „oder ich brauche Gewalt!"

„Ich rufe um Hilfe!" gab sie zur Antwort.

„Das sollen Sie nicht!" raunte ich ihr zu, ergriff ihren Hals und drückte sie fest in den Divan, während ich mit der Linken die Hand zu öffnen suchte, welche den

Brief hielt. Ein Stück davon blieb in meinen Händen. Sie röchelte, zuckte, aber die Finger legten sich wie Klammern immer fester um das zerknitterte Papier. Plötzlich gewahrte ich, daß sie nicht mehr athmete. Ich löste die Hand, der Kopf sank zurück und die Augen sahen mich stier an — ich hatte sie erdrosselt! —

„Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich meiner. Ich dachte an nichts, als wie ich unbemerkt entschlüpfen könne. Die inzwischen eingetretene Dämmerung kam mir dabei zu Statten. Ich verließ den Schauplatz eines Verbrechens, dessen willenloser Urheber ich geworden war. Niemand sah mich, kein Mensch begegnete mir in der R—straße. Erst als das Stadtthor hinter mir lag, bemerkte ich, daß ich einen Theil des abgerissenen Briefstückes nicht mehr besaß. Ich beruhigte mich indeß, da ich wußte, daß ich die einzelnen Stücke noch beim Austritt aus der Wohnung meiner Schwägerin in den Händen gehalten hatte. Verlor ich es unterwegs und ward es wirklich von Jemand zufällig gefunden, so konnte es mich doch nicht verrathen.

„Unmittelbar nach dem Bekanntwerden meiner unglücklichen That reiste ich ab. Ich kümmerte mich geflissentlich nicht um das, was man darüber dachte und wie man etwa dem Thäter auf die Spur zu kommen suche. So blieb mir denn die Verhaftung Holtensprung's

völlig verborgen. Gerade meine geflissentliche Nichtachtung des Geschehenen aber führte mich der Nemesis in die Hände."

„Dies sind im Wesentlichen die Geständnisse eines Mannes, der weniger als Verbrecher hart zu bestrafen, wie als ein vom Unglück schwer Heimgesuchter Anspruch auf unsere Theilnahme hat," schloß der Präsident seine Erzählung. Es ist daher auch Hoffnung vorhanden, daß seine Strafe in Berücksichtigung so vieler mildernder Umstände nicht eine allzu harte sein wird."

Hauptmann Holtensprung dankte dem Präsidenten für diese beruhigende Zusicherung, die sich auch schon nach einigen Wochen erfüllte. Hugo Billander ward zu mehrjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Vielleicht zu seinem Glücke überlebte er dieselbe nicht. Die Vorwürfe, die er sich fortwährend machte, rieben seine Kräfte auf und schon im dritten Jahre seiner Haft starb er, verzehrt von der nagenden Pein seines Gewissens.

Das Vermögen der Wittwe fiel dem Fiscus anheim, der jedoch eine ansehnliche Summe Antonie Seedorf überwies, deren freimüthige Aussagen vornehmlich zur Ermittelung des wirklichen Thäters beigetragen hatten. Das glückliche Mädchen hatte schon früher dem jungen Hermann die Hand vor dem Altar gereicht. Jetzt erhielt dieser durch Fürsprache des Präsidenten eine ein-

trägliche Stelle als Registrator. Holtensprung aber und sein Kamerad blieben in der Residenz und erhielten das Bürgerrecht. Ersterer errang später noch manchen Sieg auf dem Schachbrett über den ewig kampflustigen Oberst.

II.

Ein furchtbares Abenteuer.

Nach Mittheilungen Ausgewanderter.

1.

Buffalo war überfüllt von Reisenden. Es hatten sich hier so ziemlich Vertreter aller Nationen zusammengefunden, die seit Anfang unseres Jahrhunderts unternehmende Sendlinge oder auch den Abschaum einer durch Ueber-Civilisation verdorbenen Gesellschaft nach Amerika schicken. Man sah in den verschiedenen Wirthshäusern eingeborne schlaue, kalte und berechnende Yankee's, halbwilde Canadier, Männer aus dem Hinterwalde, die ihre Nationalität im Kampf mit der Natur in einer schwer zu bezwingenden Wildniß eingebüßt hatten; streitende Deutsche aus allen Bundesländern, renommirende Franzosen, fluchende und schwörende Irländer, und Halbspanier aus den Prairieen des fruchtbaren Texas. Selbst Indianer, die sich den Schliff der Cultur äußerlich angeeignet hatten, tauchten hie und da unter der lärmenden Volksmasse auf.

Zwei blondhaarige Deutsche, beide noch jung, von

kräftigem Körperbau und mit jenem offenen, ehrlichen Gesichtsausdrucke, der ein sicheres Zeichen moralischer Unverdorbenheit ist, waren so eben von New-York eingetroffen, wollten den Niagarafall besuchen und sodann über den Ontario-See nach Kingston reisen. Man sah es diesen beiden jungen Männern an, daß sie noch nicht lange in den Vereinigten Staaten gelebt hatten. Ihr Auftreten war schüchtern, ihr ganzes Wesen zurückhaltend. Ueberall tasteten sie nur unsicher umher, während alle Andere gebieterisch forderten oder sich ohne Erlaubniß nahmen, was sie zu haben wünschten.

Sie hatten sich in einem Wirthshause niedergelassen, das ihnen von Landsleuten in New-York empfohlen worden war. Der Wirth sollte ein Deutscher von Geburt sein, durch einen langen Aufenthalt in der großen Union aber vollkommen mit allen Gebräuchen, Eigenheiten und Liebhabereien der so gemischten Bevölkerung der Republik genau sich bekannt gemacht haben, weshalb denn Jeder gern bei ihm wohne. Deutsche Landsleute — sagten ihnen die Freunde — würden immer mit Freude von ihm empfangen, und wer von ihnen es bedürfe, fände in Master Kochelheimer jederzeit einen zuvorkommenden Rathgeber und Freund.

Die beiden Deutschen, Julius und Arnolph, waren über diese Empfehlung sehr vergnügt. Obwohl selbst-

ständig, hinreichend mit Mitteln versehen und tüchtig von Herzen und Charakter, bedurften sie doch eines zurathenden Freundes schon deshalb, weil sie die Sprache nicht hinreichend kannten, um sich geläufig und Jedermann verständlich in ihr auszudrücken. In New-York hatten sie dies wenig empfunden, weil sie entweder in Gesellschaft anderer Auswanderer blieben, die sich größerer Sprachgewandtheit erfreuten, oder nur mit deutschen Familien verkehrten, die seit Jahren in der großen nordamerikanischen Weltstadt ansässig und in Amerika überhaupt ganz heimisch waren.

Wie sehr sie noch eines Mentors bedurften, um in nordamerikanische Sitten und Gebräuche sich einzuleben, erfuhren sie mehrfach schon auf ihrer Reise durch's Land. Sie wurden allerwärts übervortheilt, ja mit sehenden Augen betrogen. Und was die ehrlichen Seelen aus dem nördlichen Deutschland am Schmerzlichsten berührte, sie fanden nicht einen einzigen Menschen, der sich ihrer angenommen hatte, selbst wenn das Unrecht, das sie erleiden mußten, gleichsam mit Händen zu greifen war. Ein Achselzucken, ein höhnisches Lächeln und, wenn es sehr hoch kam, ein herzloses „help you self" war Alles, was man auf ihre Klagen erwiederte.

Erst auf der letzten Station vor Buffalo ward ihnen wieder etwas leichter um's Herz.

„Bei Master Kochelheimer werden wir's gut haben," sprach Julius zu seinem Freunde und Leidensgefährten. „Ich bin überzeugt, wir finden bei dem wackern Franken — Master Kochelheimer war in Franken geboren — ein kleines Stück Deutschland, wo wir uns recht gemüthlich einige Tage ausruhen können." Arnolph war gleicher Meinung. Heiter begrüßten sie die Thürme der schnell aufblühenden Stadt aus der Ferne, und mit siegesgewisser Miene begehrten sie, nach dem „Allmächtigen Dollar" gebracht zu werden, wie Master Kochelheimer sein Hôtel recht bezeichnend und für ächt amerikanische Ohren anlockend genannt hatte.

Es fiel ihnen zwar auf, daß auch viele Andere, und unter diesen offenbar verschiedene ächte Yankee's ebenfalls den „Allmächtigen Dollar" aufsuchten, indeß erklärten sie sich diese Liebhaberei der kalten, schroffen, ja geradezu ungeschliffenen Freiheitsmänner aus dem Namen des Hôtels.

Zu ihrer großen Bekümmerniß wurden Julius und Arnolph schon beim Eintritt in das Hôtel des Master Kochelheimer völlig enttäuscht. Keine Spur deutscher Gemüthlichkeit begegnete ihnen in diesem durch und durch amerikanisch eingerichteten Gasthause. Die Schwärmerei für den allmächtigen Dollar ging sogar so weit, daß Master Kochelheimer seine Muttersprache fast ganz verlernt hatte.

Als die jungen Einwanderer nach ihm fragten und ihn persönlich zu sprechen begehrten, erschien er zwar, ihre deutsche Anrede aber und ihren Händedruck, den er duldete, erwiederte er nicht. Die ihm übergebenen Empfehlungsbriefe aus New=York überflog er mit gleichgiltigem Auge, rief einen seiner dienstbaren Geister, um den jungen Herren Logis anzuweisen, nickte dann mit seinem dicken Kopfe und ließ die bestürzten Landsleute, deren Sprache er nicht mehr zu kennen schien, stehen, ohne sie auch nur eines Wortes zu würdigen. Die Freunde sahen Master Kochelheimer von Stund' an nur im Vorübergehen. Er kümmerte sich in keiner Weise mehr um sie. Der allmächtige Dollar, der in seinen Taschen eine sehr klangreiche Rolle spielte, hatte das gemüthliche Deutschthum des in früher Jugend eingewanderten Franken bis auf den allerletzten Rest über Bord geworfen.

Arnolph war über diese Entdeckung im ersten Augenblicke so niedergeschlagen, daß wenig fehlte, er hätte sein Gepäck auf der Stelle wieder fortschaffen lassen, nur um nicht in einem Hause bleiben zu müssen, dessen Besitzer als geborener Deutscher sein Geburtsland, seine Sprache und seine Nation so ganz vergessen hatte. Der ruhigere Julius bemühte sich, ihn zu besänftigen, was ihm auch in soweit gelang, daß er wenigstens zu bleiben versprach.

„Es hält uns hier ja nichts auf, als dies sehr schlechte Wetter," tröstete Julius den Niedergeschlagenen. „So lange dies in dieser Weise andauert, werden wir freilich hier ausharren müssen. Den berühmten Niagara=Fall will ich wenigstens bei Sonnenschein, nicht in Nebel oder Regen sehen. Mit diesem entarteten Landsmanne wollen wir uns nichts weiter zu schaffen machen."

Beide junge Männer nahmen sich darauf vor, sowohl den Wirth des Hauses, wie die zahlreiche lärmende Gesellschaft, die darin verkehrte, zu meiden. Sie beschlossen, auf ihrem Zimmer zu speisen, um ja den gemeinsamen Speisesaal nicht betreten zu müssen. Allein auch dieser Vorsatz scheiterte an dem eingefleischten Yankeethum des Master Kochelheimer. Er ließ seinen Landsleuten die Erklärung zugehen, daß in seinem Hôtel sich Jeder nach den Gewohnheiten und Gebräuchen des Landes bequemen müsse, auf dessen Grund und Boden dasselbe sich erhebe. Er selbst sei ein Mann, der in seinen eigenen Schuhen stehe und in einem Jahre seine fünfzigtausend Dollars gemacht habe, was nicht Jedem gegeben sei. Gefalle die Einrichtung seines Hauses den „Dütschmen" nicht — so nannte er wegwerfend seine Landsleute, wie alle Deutsche, — dann könnten sie sich einlogiren, wo sie Lust hätten.

Es blieb demnach nichts übrig, als sich zu fügen.

Wollten die jungen Reisenden nicht verhungern, so mußten sie sich bequemen, mit den übrigen Hausbewohnern nach amerikanischer Sitte zu frühstücken und zu diniren. Sie thaten es mit Widerstreben, hüteten sich aber wohl, auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Mit den sehr lauten Tischgästen, von denen Mancher direct aus den fernsten Urwäldern des Westens gekommen zu sein schien, sprachen sie absichtlich nicht. Unter sich selbst unterhielten sie sich nur leise. Master Kochelheimer, der mitspeiste, hatte weder einen Blick noch ein Wort für sie. Dagegen sprach er desto lebhafter mit allen Andern, wobei er sich eines Yankee-Englisch bediente, das vollkommener nicht leicht irgendwo anders gefunden werden konnte.

Die beiden Deutschen langweilten sich im „Allmächtigen Dollar" entsetzlich. Aber sie mußten sich in Geduld fassen und ausharren. Zum Glück besaßen sie Bücher, um sich die Zeit durch Lesen zu verkürzen. So verging denn der erste Tag leidlich schnell.

Am andern Morgen fanden sich Julius und Arnolph um die gewöhnliche Frühstücksstunde pünktlich ein. Ihre gesunde Natur und ihre Jugend verlangten unabweislich ihr Recht. Viele der Hausbewohner waren bereits dem allmächtigen Dollar zu Gefallen ausgegangen. Der Speisesaal war daher nicht stark besetzt, und da Jeder nach ächt amerikanischer Sitte, die man richtiger Unsitte

nennen sollte, sein Frückstück stehend und mit dem Hut auf dem Kopfe, verzehrte, dann zum Büffet trat, um ein paar Gläser Brandy oder Rum oder sonst ein scharfes Getränk in ungemüthlichster Eile hinunter zu stürzen, so genirte Keiner den Andern.

„Julius," wandte sich Arnolph mit halblauter Stimme zu seinem Reisegefährten, „sieh doch einmal dort in die Ecke! Kommt Dir der Mann nicht bekannt vor?"

Julius hatte absichtlich jede Beobachtung unterlassen. Es schmerzte ihn, immer in Gesichter blicken zu müssen, in denen sich auch nicht ein edler Zug entdecken ließ. Besser, dachte er, man sieht Niemand an, man beobachtet gar nicht, als daß man sich allen Geschmack an dem ganzen Menschengeschlecht verdirbt, das, wäre es überall so geartet, wie hier, für trostlos verrottet gelten könnte.

„Meinst Du den in der Bibermütze?" versetzte Julius, der angedeuteten Richtung folgend.

„Gewiß! Wenn er sich nur aufrichten wollte!"

„Er scheint eingeschlafen zu sein."

„Sollt' er vielleicht gar —"

„Nicht möglich! Früh am Tage! Es ist kaum elf Uhr!"

„In diesem Lande halte ich seit gestern Alles für möglich."

„Jetzt bewegt er sich, aber, wie es scheint, nur mit großer Anstrengung."

„Master Svend!“ rief in diesem Augenblicke eine laute Stimme durch die schnell geöffnete Thür.

Der Mann mit der Bibermütze hob langsam den Kopf. Die beiden Deutschen konnten frei in sein Gesicht blicken.

„Er ist es, wahrhaftig!“ sprach Julius. „Unser lustiger Jäger Svend aus Norwegen!“

„Der Wagen ist angespannt,“ fuhr der frühere Sprecher fort, „und wenn es gefällig ist, dürfen Sie nur befehlen.“

„In einer Viertelstunde,“ erwiederte Master Svend, und ließ den Kopf wieder wie ganz ermattet auf die Brust sinken.

Julius und Arnolph hatten sich inzwischen dem Fremden genähert. Sie standen nur noch wenige Schritte von ihm entfernt.

„Herr Svend,“ redete ihn Arnolph in deutscher Sprache an.

Der Gerufene blickte abermals mit Anstrengung auf. Dabei fiel die Bibermütze auf die Erde, und ein Kopf mit scharfen, nur schon etwas stark gealterten Zügen, den bereits ergrautes Haar bedeckte, sah die jungen Männer an.

„Mein Gott, seh' ich denn Geister?“ erwiederte Svend ebenfalls in geläufigem Deutsch und wollte beide

Arme, die schlaff an seinem Körper herabhingen, den Freunden entgegenstrecken. Ein schmerzliches Lächeln überflog seine düstern Züge, als er sah, daß seine Gliedmaßen ihm nicht gehorchten.

„Verzeiht, liebe Freunde," fuhr er fort, „daß ich Euch nicht mit derbem Handschlag begrüße. Ich muß darauf verzichten, denn ich bin schon seit Jahren gänzlich lahm und besonders ohne alle Muskelkraft in den Armen. Aber sagt mir, Kinder, was führt Euch denn nach Amerika, und nun noch dazu hierher, wo man Deutsche nicht eben gar häufig zu sehen bekommt? Habt Ihr Euch auch dem großen Auswandererzuge angeschlossen, der seit einigen Jahren das atlantische Meer mit Segelschiffen gleichsam überbrückt? Ihr wolltet doch vor zwölf Jahren, als ich mich zum Zuge in die neue Welt rüstete, nichts davon wissen."

„Es hat sich drüben in der alten Welt gar Vieles geändert," erwiederte Julius. „Mein Oheim, bei dem wir damals so lustig und unabhängig lebten, ist gestorben. Seine Güter waren nicht in so gutem Zustande, wie ich und Vetter Arnolph immer geglaubt hatten. Die Erbschaft, die wir zwar antraten, machte uns deshalb keine Freude. Wir hatten mit zahllosen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, und bald verleideten uns ein paar Prozesse, denen wir nicht entgehen konnten, die Bewirthschaftung

beider Höfe so gründlich, daß wir sie zu veräußern beschlossen. Es war zwar unsere Absicht, uns anderswo wieder anzukaufen, und in enger gezogenen Grenzen uns zu bewegen, um durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit uns später wieder mehr emporzuarbeiten. Allein auch dieser Vorsatz mußte in Folge der politischen Bewegungen, die bald darauf unser Vaterland so tief erschütterten, aufgegeben werden. Da entschlossen wir uns, auszuwandern. Viele hatten dies schon vor uns gethan, und die Nachrichten, die wir von ihnen erhielten, lauteten sehr ermuthigend. Wir realisirten also unsern Verkauf, machten Alles zu Gelde, und schifften uns wohlgemuth nach New-York ein. Leider aber fanden wir die Zustände in der neuen Welt ganz anders, als man sie uns geschildert hatte!"

„Wir gedachten uns eigentlich in der Nähe New-Yorks anzukaufen," nahm Arnolph das Wort. „Man hatte uns dazu gerathen und gewissermaßen eine Farm schon angeboten, ehe wir noch die Küsten Deutschlands verließen. Die Farm war nun allerdings da, auch Ackerland und Waldung gab es, aber in welchem Zustande! Es leuchtete uns sofort ein, daß man uns mit Vorspiegelungen erbärmlichster Art getäuscht hatte. Freilich erfuhren wir, daß unsern Landsleuten gar kein Vorwurf darüber zu machen war, denn auch sie hatte man

in ähnlicher Weise, ja noch schlimmer übervortheilt, weil sie durch Unterhändler einen Kauf abzuschließen sich bereden ließen, der nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte."

Svend hörte lächelnd zu.

„Ach ja," sprach er jetzt, „hier drüben kann man Erfahrungen machen. Nur gehört eine unverwüstliche Gesundheit, eiserner Wille und die größte Kaltblütigkeit verbunden mit Glück und Speculationsgeist dazu, wenn man nicht untergehen soll. Wüßtet Ihr, was ich erlebt habe, Euch würden die Haare zu Berge stehen."

„Du bist von schwerer Krankheit heimgesucht worden?" fragte Julius.

„Nein, das nicht," erwiederte Svend. „Habt Ihr Zeit, so begleitet mich. Ich wohne nicht weit von hier am Eriesee, etwas beschränkt zwar, aber doch warm und sicher. Wenn man oft vom Unglück heimgesucht wird, lernt man sich in die Verhältnisse fügen. Mein Wagen ist angespannt, und ich müßte mich schlecht auf die Mienensprache verstehen, wenn ich es Euch nicht ansehen sollte, daß Ihr des Aufenthaltes im „Allmächtigen Dollar" schon überdrüssig geworden seid. So geht's uns hier gewöhnlich mit unsern theuern Landsleuten. Der Master Kochelheimer gibt es in den Vereinigten Staaten so viele, daß man täglich Mehreren von dieser liebenswürdigen Art begegnen kann."

Diese Einladung Svend's war den jungen Männern sehr willkommen. Sie standen keinen Augenblick an, darauf einzugehen. Schnell ward die Rechnung berichtigt, und eine Viertelstunde später rollten sie der Farm ihres alten Freundes entgegen.

2.

Unterwegs gab es so viel zu beobachten, daß ein Gespräch, welches die Erlebnisse Svend's zum Gegenstande haben sollte, nicht angeknüpft werden konnte.

Svend's Farm lag nur wenige Minuten vom Eriesee entfernt. Von Außen hatte sie das Ansehen eines Blockhauses, die innere Einrichtung dagegen zeigte einigen Comfort, und gab zu erkennen, daß ihr Besitzer sowohl Vermögen wie Geschmack besaß. Es war ein durch und durch deutsches Haus, in das die jungen Männer traten, denn Svend, obwohl Norweger von Geburt, hatte von Jugend auf in Deutschland gelebt, und deutsche Sitten und Gewohnheiten mit deutschem Geiste sich zugeeignet. Eine zierliche, junge Frau, ebenfalls Deutsche, kam dem Heimkehrenden mit gewinnender Herzlichkeit entgegen. Es war Svend's Gattin.

Sie grüßte die Fremden heiter, indem sie Jedem ungezwungen und zutraulich die Hand reichte.

„Ohne Rosine lebte ich wohl nicht mehr,“ sagte Svend, einen Blick zärtlicher Dankbarkeit auf seine Gattin werfend, während diese den lahmen, zitternden Mann in das Wohnzimmer geleitete. Hier befand sich noch ein junger, starker Mann, den Svend seinen Gästen als Schwager vorstellte. Reginald war sein Factotum. Er besorgte für den Schwestermann alle Geschäfte, inspicirte die Arbeiter, die Felder, führte die nöthige Correspondenz und verwerthete die Erzeugnisse der Farm theils in Buffalo, theils an andern Plätzen des weiten Seeufers.

Bei Tische brachte Julius das Gespräch auf Svend's traurigen Körperzustand. Es konnte dies geschehen, ohne daß es irgend Jemand auffiel, denn Svend konnte sich nur mittelst einer Maschine des rechten Armes bedienen, in welche die liebevolle Rosine ihn sorglich befestigte.

„Ihr werdet Euch noch meiner Pläne erinnern, die mich vor nunmehr beinahe zwölf Jahren veranlaßten, meinem Adoptiv-Vaterlande Valet zu sagen,“ hob der Farmer an. „Die fabelhaften und abenteuerlichen Erzählungen, die ich von dem Leben der Jäger auf den Prairieen des Westens und von den Pelzhändlern in den Felsengebirgen schon in der Jugend mit wahrem Heißhunger

verschlang, pflanzten meiner Seele eine so unwidersteh=liche Sehnsucht nach jenen der Civilisation so fern gelegenen Gegenden ein, daß ich den Entschluß faßte, nach den Vereinigten Staaten auszuwandern. Ich durfte einen solchen Entschluß mit größerer Zuversicht als tausend Andere fassen; denn ich besaß einen in jeder Beziehung abgehärteten Körper und galt, wie Ihr wißt, für den besten Schützen selbst in Eurer, an trefflichen Schützen so reichen Heimath. Auch ohne alles Vermögen würde ich das Wagniß haben unternehmen können, als freier Jäger nach dem Westen zu gehen. Meine nie fehlende Büchse mußte, wenn sonst kein Unglück mich niederwarf, mir überall des Lebens Nothdurft verschaffen. Ein freies ja wildes Leben im Urwald oder auf der Prairie sagte meinem Charakter mehr zu, als jede andere Beschäftigung. Vielleicht konnte ich auch auf Streifzügen in den uner=meßlichen Ebenen jenseits des Mississippi mancherlei Gutes stiften, wenn ich mich den Indianerstämmen, die dort noch zerstreut hausen und umherwandern, anschloß, ihr Vertrauen mir erwarb und in Gemeinschaft mit ihnen jagte. Kurz, ich malte mir ein ungebundenes Jägerleben in jenen noch wenig cultivirten Wildnissen des Westens mit so glänzenden Farben aus, daß ich kaum die Zeit erwarten konnte, wo ich dieses eigenthümliche Leben in der That würde beginnen können. So schied ich von

Euch und sah ohne Schmerz die Küsten Deutschlands hinter mir in's Meer versinken."

„Fast vermuthe ich, Du bist gar nicht in jene entfernten Gegenden gekommen," warf Julius ein, da der Erzählende nachdenkend sein Haupt senkte.

„Deine Vermuthung ist richtig," fuhr Svend nach kurzer Pause fort. „Im unerforschlichen Rathe des Himmels war es anders beschlossen. Nicht einmal den Mississippi sollte ich sehen."

„Die Veränderung des Klima's, Strapatzen, Sumpfluft, ungewohnte Nahrung zerstörten Deine Gesundheit, deren Pflege Du ohnedies immer vernachlässigtest."

„Es ist wohl möglich, daß Vernachlässigung einige Schuld an meiner jetzigen Kraftlosigkeit trägt, weit mehr jedoch habe ich meine Lust, Abenteuer aufzusuchen und sie um jeden Preis durchzuführen, deshalb anzuklagen. Der Zufall freilich und völlig unberechenbare Vorfälle trugen jedenfalls das Allermeiste dazu bei. Hört denn, wie es mir erging!"

„Kaum war ich auf amerikanischem Boden gelandet, so ward ich wie jeder fremde Ankömmling von jenen Aasgeiern umschwärmt, deren Geschäft und Lebensaufgabe es ist, die des Landes, der Landesgesetze und Landessitten Unkundigen systematisch auszuplündern. Ich hatte von Glück zu sagen, daß ich verhältnißmäßig mit ge-

ringem Lehrgelde diesen Räuberbanden entwischte. Gewohnt, nach eigenem Gutdünken zu handeln und immer nur auf eigenen Füßen zu stehen, war mir weit schwerer als andern „Grünen" beizukommen. Auch verstand ich die Landessprache und das ist unter allen Umständen ein besserer Schutz, als die ängstlichste Vorsicht. Ich konnte, sprach ich nicht zu viel, was ich wohl unterließ, für einen Eingeborenen gelten. Wild genug sah ich aus, kalt war ich auch und die Physiognomie des ausgeprägtesten Egoismus legte ich absichtlich an, wobei ich mich leidlich gut befand. Vor Allem hütete ich mich, Bekanntschaften voreilig zu schließen und viel in Gesellschaft Fremder zu verkehren. Ich hielt mich, wenn nicht geradezu allein, doch immer zurückgezogen. Anstatt zu handeln, legte ich mich auf's Beobachten. Indeß wollte es mir doch etwas gewagt scheinen, ganz allein die Reise nach dem Westen anzutreten. Ich forschte also, ob ich nicht einen passenden Gefährten, eine Natur, welche der meinigen entsprach, auffinden möchte. Dies gelang mir in kurzer Zeit. Ein steyrischer Gemsjäger, der eine Vergangenheit gehabt hatte, die er nach Kräften vor mir geheim hielt, traf zufällig mit mir zusammen. Er nannte sich kurzweg Jörg und wollte, wie ich, in die Einöden des Westens, am liebsten aber in die Felsengebirge, wo er sich als Jäger ganz niederzulassen Lust bezeigte. Meine dagegen

geäußerten Bedenken nahm er mit der gutmüthigen Heiterkeit seiner Landsleute auf und sagte fast nie etwas Anderes, als: „Schau mer halt zu!“ Dann stimmte er einen steyrischen Hupferl an, steckte die Daumen unter seine beiden prächtig ausgenähten und gesteppten Tragbänder und wiegte sich nach dem Takt der Melodie so vergnügt in den Hüften, als lebe er noch in den schön geformten Bergen seiner romantischen Heimath.“

„Wir sahen uns täglich und fanden, daß wir es mit einander versuchen könnten. Jörg war eine offene, ganz treuherzige Natur, nur durfte er nicht sackrisch werden, wie er sagte, denn dann wisse er nicht, was er thue. Ein solcher „sackrischer“ Augenblick mochte ihm wohl auch den ferneren Aufenthalt in Steyermark verleidet haben. Mich achtete er vorzugsweise wegen meiner Meisterschaft im Büchsenschießen. Ich war ihm in dieser Kunst überlegen, weshalb er auch hundert Mal unter komischen Flüchen betheuerte, kein Anderer als ich solle seinen Stutzen erben, wenn der Teufel ihn früher hole als mich.“

„Nachdem wir uns hinlänglich mit Munition und mit Allem, was uns etwa sonst bei einem unstäten Jägerleben benöthigt sein möchte, versorgt hatten, brachen wir auf. Um uns sogleich an Strapatzen zu gewöhnen, benutzten wir nicht die große Eisenbahn, die uns rasch

in das Innere des Landes geführt hätte. Zugleich hielten uns auch Gerüchte höchst bedenklicher Art davon ab, die gerade damals in New=York von Mund zu Mund gingen. Man wußte wenig Rühmliches von der Verwaltung dieser Bahn zu sagen; von Vorsicht war gar nicht die Rede. Die schaudererregendsten Unfälle hatten sich schon zugetragen. Wie aber nun einmal die Yankee's geartet sind, die entsetzlichsten Mittheilungen, welche die Zeitungen enthielten, schreckten Niemand ab, sich diesen so unsichern Fuhrwerken anzuvertrauen. Im Gegentheil schien der Tollmuth und die Abenteurerlust gerade dadurch zu wachsen, wie ja auch auf den Strömen der großen Staaten=Union gerade diejenigen Dampfschiffe am Meisten gesucht werden und die besten Geschäfte machen, deren Führer durch maßloses Heizen der Maschinen das Leben ihrer Passagiere stets auf das Spiel setzen. Der Yankee achtet nun einmal weder das Leben Anderer noch sein eigenes. Nur vorwärts, immer vorwärts, durch Dick und Dünn, in rasendster Eile! Was dabei zu Grunde geht, ficht ihn nicht an."

„Außerdem waren in jener Zeitepoche alle Eisenbahnen von Sendlingen betrügerischer Gesellschaften besetzt, die mit bewundernswürdigem Raffinement und mit der dreistesten Zuversicht alle „Grünen" auf irgend eine Weise zu prellen suchten. Bald kam das Gepäck solcher

Reisenden unterwegs abhanden, bald expedirte man die Unerfahrenen nach Gegenden des unermeßlichen Landes, wohin sie gar nicht wollten. Kurz, wer nicht außerordentlich vorsichtig und nebenbei noch in seltener Weise vom Glück begünstigt war, konnte auf solcher Reise in das Innere der Staaten verschwinden oder doch in die größte Bedrängniß gerathen."

„Diesem wollten wir entgehen, und darum machten wir uns zu Fuß auf den Weg. Zeit hatten wir Beide nicht zu verlieren, und als Jäger war es uns völlig gleich, wo wir unser Nachtlager aufschlugen."

„Drei volle Wochen ging es uns vortrefflich. Wir hatten das Leben nie mehr genossen, nie in volleren Zügen den reinsten Odem der Natur geschlürft. Selbst Jörg, ein Sohn schöner Waldgebirge, behauptete, jetzt erst den Wald und seine Wunder wirklich kennen zu lernen. Wir suchten ihn auf, wenn es irgend thunlich war, und die unbetretensten Partieen desselben waren uns am liebsten. An Wildpret fehlte es nie, mithin hatten wir Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Brod kauften wir bei Farmern, an deren Häusern wir oft genug vorüberkamen."

„So durchzogen wir fast ganz Pennsylvanien, bis eines Tages die blauen Gewässer des Ohio durch das grüne Laubgitter der Waldung schimmerten. Wir begrüßten den schönsten Strom Amerika's mit Jubel. Auf

ihm wollten wir uns einschiffen, um nicht zu spät im Jahre den Mississippi zu erreichen. Leider konnten wir unsern Vorsatz nicht ausführen."

„Das Wetter, bis dahin mild und warm, änderte sich plötzlich. Regengüsse, wie ich sie nie erlebt hatte, gossen ohn' Aufhören herab, der Sturm raste und brach die stärksten Bäume wie Halme. Unter solchem Toben der Elemente wagten auch die tollkühnsten Schiffer nicht, den Strom zu befahren. Wir mußten uns demnach gedulden und liegen bleiben."

„Der Ort, wo wir Rast hielten, bestand nur aus einigen Häusern, die jedoch bereits den imponirenden Namen Stadt führten. Ihr Name — es war ein gewaltig ausländisch klingender — ist mir entfallen. Die Gesellschaft, mit der wir hier zusammentrafen, hatte ein sehr hinterwäldlerisches Aussehen. Es waren größtentheils Männer aus Kentucky, Eisenköpfe mit marmorharten Gliedern, starr, eigensinnig, aber von einer eigenthümlichen Glaubensstärke. Alle haßten die Indianer, von denen die Meisten in ihrer Jugend Grausames hatten erleiden oder mit ansehen müssen. Mehr als einem war von den rachgierigen Rothhäuten ein Bruder, ein Freund, wohl auch Vater und Mutter ermordet und skalpirt worden. Seitdem hielten sie es für Pflicht, das rothhäutige Gezücht, wie sie sagten, wo immer es ihnen

begegnete, zu verfolgen und schonungslos auszurotten. Dieser Durst nach indianischem Blute aber schloß einen gewissen religiösen Fanatismus bei den seltsam gearteten Männern nicht aus. Sie betrachteten sich gewissermaßen als Missionäre, deren Beruf es sei, die milden Lehren des Christenthums auf den blutigen Boden des Landes zu pflanzen, wo bis dahin das indianische Heidenthum geherrscht hatte."

„Von diesen abgehärteten, viel erfahrenen Männern hörten wir unser Vorhaben entschieden tadeln. Die Gründe, welche sie vorbrachten, konnten von uns wegen Unkenntniß der Verhältnisse nicht angefochten werden. Sie erklärten uns unumwunden für verloren, wenn wir auf unserm Vorhaben bestehen wollten. In der ersten großen Prairie, jenseits des Mississippi schon, behaupteten sie, würde ein Schneesturm, die dort bereits Anfangs Herbst wütheten, uns rettungslos verschütten."

„Das waren entmuthigende Mittheilungen. Aber wir mußten den Kentuckyern, die sich so offen gegen uns aussprachen, dankbar sein für ihre Eröffnungen. Nebenzwecke konnten sie nicht haben, dafür sprach ihr ganzes Wesen; was sie uns sagten, zeugte von Wohlwollen. Da sie aber wohl bemerken konnten, daß ihre Eröffnungen einen verwirrenden Eindruck auf uns machten und unsere Pläne in recht unangenehmer Weise kreuzten,

hielten sie es für Pflicht, uns wieder aufzumuntern. Sie riethen uns daher, statt weiter nach Westen zu gehen, uns lieber nördlich zu wenden nach den Seen. Dort, meinten sie, würde es uns im bevorstehenden Herbste ungemein gefallen! Wild sei dort in Unmasse vorhanden, selbst solches, an dem wir als leidenschaftliche Jäger unsern Muth und unsere Geschicklichkeit erproben könnten. Und sodann träfen wir an den Seen, sowohl in den schon stark bevölkerten, aufblühenden Städten, wie zerstreut in den Wäldern viele wohlhabende Ansiedler deutschen Stammes, die ihrer großen Gastfreundschaft wegen des besten Rufes genössen."

„Dies entschied. Wir setzten Tags darauf über den Ohio und begaben uns auf den Weg nach den Seen."

„Bald zu Fuß, bald einen schlechten Weg benutzend, erreichten wir den Eriesee. Es sollte eben ein Dampfschiff abgehen, das zwischen einigen der bedeutenderen Orte am Seeufer, die zu Lande nur durch sehr schlechte, kaum passirbare Straßen verbunden waren, hin und wieder fuhr. Es drängten sich viele Passagiere an Bord des nicht allzu großen Fahrzeuges — Kaufleute und Handeltreibende aller Art, Auswanderer verschiedener Nationen, unter denen namentlich viele Irländer, endlich auch mehrere Frauen und junge Mädchen. Da wir den Ort nennen hörten, in dessen Nähe, d. h. nur etwa vier

deutsche Meilen entfernt eine auch mir dem Namen nach bekannte deutsche Familie auf großer Farm wohnen sollte und bei diesem Orte das Dampfschiff regelmäßig anlegte, so löſten wir ebenfalls Billete und gingen an Bord."

„Wir waren — ein seltenes Vorkommniß — die einzigen Deutschen unter den Passagieren, von denen mehr wie Einer ein sehr verdächtiges Aussehen hatte. Auch der Capitain zeigte kein angenehmes Gesicht, eben so wenig die Matrosen. Diese behandelte der Capitain brutal, fast wie Sclaven, schimpfte und fluchte ohn' Aufhören, und benahm sich in jeder Hinsicht wie ein Tyrann oder doch wie ein Mensch ohne Herz und Lebensart. Um die Passagiere kümmerte er sich gar nicht. Von ihnen konnte Jeder thun und lassen, was er wollte, wenn er dabei nur dem Capitain selbst nicht in's Gehege kam."

„Es blieb uns nicht lange verborgen, daß ein niedliches Mädchen französischer Abstammung, die eine Chatoulle bei sich hatte und derselben eine auffällige Aufmerksamkeit widmete, von zwei Männern in höchst zudringlicher Weise belagert ward. Besonders machte sich der Eine, ein Mensch mit wahrer Galgenphysiognomie mit dem jungen Mädchen so viel zu schaffen, daß der Verlassenen angst und bange ward. Es hatte allerdings den Anschein, als bewerbe sich dieser Zudringliche um die Gunst des Mädchens, indeß war dies wieder nicht

recht wahrscheinlich. Wiederholt drang er in sie, sie solle ihm doch die Chatoulle überlassen, die für sie viel zu schwer sei."

„Die Geängstete hüllte sich in tiefstes Schweigen, da sie kein anderes Mittel besaß, die zudringlichen Menschen sich fern zu halten."

„Sackrisches Volk!" murmelte Jörg zwischen den Zähnen und probirte den Hahn an seinem Stutzen.

„Ich ermahnte ihn, gelassen zu bleiben. Ein einziges unvorsichtiges Wort konnte uns auf den Wellen des tiefen See's für immer verschwinden lassen, wenn wir mit entschlossenen und gewissenlosen Raufbolden ernsthaft in Streit geriethen. Der Capitain würde seinem bisherigen Verhalten nach sich schwerlich in einen Streit gemischt haben, wo es blutige Köpfe und tödtliche Messerstiche geben konnte."

„Plötzlich stand das hübsche Mädchen neben uns."

„Meine Herren," sprach sie, „haben Sie die Güte, mich in Ihren Schutz zu nehmen! Es gibt einige Personen unter den Passagieren, die mich verfolgen. Ich bin allein — ich kann mich nicht vertheidigen und ich fürchte —"

„Das geängstigte Geschöpf hielt inne — der Zudringlichste ihrer Verfolger stand wenige Schritte hinter ihr und fixirte sie mit einem Blicke, aus dem Alles, nur

keine Liebe, nicht einmal leidenschaftliche Sinnlichkeit sprach."

„Dies Gespräch fortzusetzen, wäre Thorheit gewesen. Wir schwiegen, wie das niedliche Kind. Unsere Blicke aber, die sie mit ihren großen lebhaften braunen Augen auffing, schienen sie doch zu beruhigen."

„Ich heiße Antoinette Silly," flüsterte sie uns noch zu, zog ihr Tuch fester um ihre Schultern, um die Chatoulle unter ihrem Arme ganz damit zu verbergen, und trat zurück unter die übrigen an Bord befindlichen Frauen und Mädchen."

„Das Spitzbubengesicht lächelte mit satanischer Bosheit, warf uns einen verächtlichen Blick zu und kümmerte sich nicht weiter um Antoinette. Bald darauf sahen wir ihn Arm in Arm mit seinem Gefährten im Vordertheil des Bootes auf= und abgehen und vertraulich mit diesem sprechen."

„Antoinette Silly blieb von diesem Augenblicke an von jeder ferneren Annäherung ihrer Verfolger verschont. Sie dankte uns auf das Freundlichste, so oft sie unserer ansichtig ward."

„Inzwischen ging die Sonne unter, der Wind ward lebhafter, blies uns entgegen und das Schiff hatte schwer gegen die höher gehenden Wellen zu kämpfen. Der Sicherheit wegen mußte der Capitain das Fahrzeug weiter

vom Ufer entfernen, das uns bisher im Gesicht geblieben war und nur etwa anderthalb englische Meilen entfernt lag. Die Station, wo wir an's Land gehen wollten, war der letzte Bestimmungsort des Dampfbootes und konnte im allerglücklichsten Falle erst am nächsten Morgen, vielleicht auch einige Stunden später erreicht werden."

„Die Nacht brach ein, eine stürmische, finstere Nacht. Aus den tiefziehenden Wolken stürzten wieder jene furchtbaren Regengüsse, die Alles mit sich hinwegzuschwemmen drohten. Sie verscheuchten die meisten Passagiere vom Deck. Wer irgend konnte, suchte sich in eine Coje zu retten, deren es nur zu wenige gab für die Anzahl der Passagiere. Selbst die Kajüte erwies sich zu klein. Kaum zwei Drittheile fanden darin Platz und bald herrschte in dem überfüllten niedrigen Raume eine Atmosphäre, in der kaum mehr zu athmen war. Dazu gesellten sich jetzt noch die Leiden der Seekrankheit und machten Allen, welche genöthigt waren, in diesem engen und dunstigen Raume zu bleiben, den Aufenthalt daselbst zur wahren Hölle."

„Ich und mein Gefährte blieben auf Deck, wo wir zwischen Ballen und Kisten uns gegen Wind und Wetter nach Kräften zu schützen suchten. Es fand sich bald genug Gesellschaft ein, obwohl der Capitain nicht damit einverstanden war. Am liebsten hätte er uns über Bord

werfen lassen, da unsere Anwesenheit ihn genirte. Sein Schimpfen, Fluchen und Drohen fand aber keine Beachtung, da er offenbar selbst Schuld war an der Bedrängniß, unter welcher die Passagiere sicherlich mehr noch litten, als die Equipage des Dampfers. Hätte er das Schiff nicht mit Menschen voll gepfropft, so würde Jeder einen entsprechenden Raum gefunden haben, währenđ jetzt Einer immer dem Andern im Wege war."

„Unsern kleinen Schützling verloren wir bald nach Eintritt der Dunkelheit aus den Augen. Der scharfe Wind und die Sprützwellen, welche das Fahrzeug überstäubten, hatten das Mädchen veranlaßt, mit mehreren anderen Frauen die Kajüte aufzusuchen. Lange jedoch verweilte Antoinette nicht daselbst. Ich bemerkte sie später wieder, eng zusammen gekauert am Fuße des Schornsteins. Es war einer der besten Plätze, den sie durch Zufall gewonnen hatte. Auch gewahrte sie uns und dies schien ihr besonders angenehm zu sein."

„Es vergingen mehrere Stunden ohne auffallende Störung. Das Wetter tobte ununterbrochen fort, und da das Schiff gegen den Wind ankämpfen mußte, so kamen wir nur langsam vorwärts."

„Gegen Mitternacht schreckte uns ein heftiger Stoß auf. Das Schiff war auf eine glücklicherweise nicht gefährliche Untiefe gerathen. Augenblicklich schlugen mehrere

Sturzwellen über Bord, die eine entsetzliche Verwirrung anrichteten. Ein markdurchschütterndes Zetergeschrei drang aus dem überfüllten Kajütenraume herauf. Man glaubte allgemein, das Schiff sei gescheitert, und die Furcht vor dem Tode gab sich auf die verschiedenste Weise kund. Jeder, der nur noch so viel Kräfte besaß, um die Treppe herauf zu schwanken, suchte das Freie zu gewinnen. Binnen wenigen Minuten drängte und schob sich eine schreiende und jammernde Menschenmasse in der finstern Sturmnacht chaotisch durcheinander. Der fluchende Capitain, diesmal in seinem Recht, verschaffte sich mit Gewalt Platz, um das Schiff wieder flott zu machen. Es ging dabei ohne unsanft bei Seite geschleuderte Personen, die im Wege standen und nicht weichen wollten, vielleicht auch nicht konnten, natürlich nicht ab, und Mancher erhielt schmerzhafte Püffe, ja selbst Verwundungen. Einige Male verhallten im Sturmgebraus sogar so grelle Schmerzens= oder Angstrufe, daß unser Herz davor erbebte. Weil aber Jeder nur für sich sorgen konnte, um das traurige Durcheinander nicht noch zu vermehren, war es weder möglich, Erkundigungen einzuziehen, noch auszuschauen, wo irgend Jemand eines helfenden Armes bedürftig sein möchte."

„Jörg und ich, wir hatten das Glück, eben weil wir uns ruhig verhielten, aus unserm Versteck nicht verdrängt

zu werden. Selbst der Ruf „Ein Mann über Bord!" der sich zweimal rasch hinter einander wiederholte, ließ uns ruhig. Wir hätten ja doch nicht helfen können."

„Nach einer angstvollen Viertelstunde war das Schiff wieder flott und bewegte sich abermals vorwärts. Die Passagiere beruhigten sich und das mit Menschen überfüllte Deck ward nach und nach leerer. Die kleine Französin hatte, wie wir bemerkten, während des Tumultes ihren Platz am Schornsteine verlassen. Sie kam uns während des noch übrigen Restes der Nacht nicht wieder zu Gesicht."

„Als der Morgen graute, ward es stiller, nur blieb der Himmel bewölkt und das Wasser des sehr unruhigen See's hatte eine tiefgraue Färbung. Von den Küsten konnten wir nichts entdecken. Das Schiff war weit abgetrieben und außerdem erfüllten die Luft neblige Dünste. Der Capitain erklärte auf die an ihn gerichteten Fragen sehr mürrisch, daß vor Abends die Station nicht erreicht werden könne. Im Uebrigen legte der sonst durchaus widerwärtige Mann Zeugniß ab von seiner Tüchtigkeit als Seemann."

„Um die Frühstücksstunde sahen wir uns wieder nach der Französin um. Sie war nirgends zu finden. Während ich in die Kajüte hinabstieg und sie hier überall suchte, that Jörg dasselbe auf dem Deck. Antoinette war

und blieb verschwunden. Die beiden Verfolger des Mädchens dagegen traten mit herausfordernder Keckheit auf und waren so übermüthig und ausgelassen, daß wir uns des Verdachtes nicht erwehren konnten, es möge den gewissenlosen Menschen gelungen sein, einen teuflischen Plan während der Nacht straflos zur Ausführung zu bringen. Die Blicke, die sie namentlich uns zuwarfen, schienen sagen zu wollen: Ihr dummen Tölpel! Meint Ihr, daß wir geborene Herren in diesem Lande uns von Grünen irre machen lassen in unserm Thun? Erst später erfuhren wir, daß das arme Mädchen von den Wellen als Leiche an's Land geworfen worden sei. Noch heute bin ich fest überzeugt, jene niederträchtigen Schelme, die erfahren hatten, daß Antoinette Silly vermögend sei und ihre ganze Habe in der Chatoulle bei sich trage, die sie nie aus der Hand gab, überwältigten die Arme während des Tumultes, beraubten sie und stürzten sie dann über Bord. Daß das Mädchen eine nicht unbedeutende Summe in Gold und Werthpapieren mit sich geführt hatte, ward durch die Zeitungen bekannt. Ein Onkel von ihr, der aus der Louisiana nach Quebec übersiedelt war und seine Nichte von dort zu sich beschied, erließ einen öffentlichen Aufruf, um die Verschollene wieder aufzufinden. In diesem Aufrufe ward auch der Chatoulle und ihres Inhaltes gedacht."

„Am Landungsplatze herrschte schon Dunkelheit, als das Dampfschiff anlegte. Lärm und Unordnung waren hier so groß, daß wir Gott dankten, ohne Hilfe Fremder uns selbst in Sicherheit bringen zu können. Man schlug sich bei Ausschiffung des Gepäckes, und der Himmel mag wissen, ob Jeder zu dem Seinigen gekommen ist. Behörden, an die man sich in streitigen Fällen hätte wenden können, gab es nicht, gesetzt aber auch, sie wären vorhanden gewesen, einen Erfolg würde ein derartiges Anliegen wahrscheinlich nicht gehabt haben."

„Schon auf dem Schiffe hatte man uns gesagt, daß von N* eine Eisenbahn nach L* führe, die zweimal des Tags, früh und Abends, einen Zug expedire. Daß wir von der Existenz dieses Schienenweges nichts wußten, war uns zu verzeihen. Es entstehen in diesem schnell lebenden Lande Wege und Städte, ja selbst Staaten in so unglaublich kurzer Zeit, daß man sich mit seiner Unkenntniß der Verhältnisse vollkommen entschuldigen kann. Da uns nun gleich bei der Landung die ganze Physiognomie des Hafenortes nicht gefiel, so waren all' unsere Gedanken auf schnelles Weiterkommen gerichtet. Ein privilegirtes Räuberneſt konnte nicht abschreckender aussehen, als dieses abscheuliche, finstere, dabei aber doch belebte N*. Die Häuser, großentheils aus Holz und Backsteinen locker aufgeführt, standen vereinzelt in geraden

Linien, welche die künftigen Straßen andeuten sollten. Sie nahmen sich ganz wie Inseln aus und waren dies streng genommen auch, denn außer dem Straßendamme, der ein künstlicher Bau neueren Datums zu sein schien, ragten die meisten Wohnungen aus sumpfigem Boden empor, den man trocken zu legen allenthalben Anstalt getroffen hatte. Wie leicht ließ sich hier ein Reisender still und ungesehen beseitigen, ohne daß je wieder von ihm gesprochen würde! Wer mochte wissen, ob in diesem Sumpfboden nicht Mancher schon sein Grab gefunden hatte! Wir gedachten der verschwundenen hübschen Französin und es hätte nicht eines nochmaligen Zusammentreffens mit deren verdächtigen Verfolgern bedurft, um uns ungesäumt fortzutreiben."

„Den sogenannten Bahnhof zu finden, fiel uns nicht schwer. Die Straße, welche zwischen den Häuserinseln in gerader Richtung fortlief, führte dahin. Je mehr wir uns aber dem Bahnhofe näherten, desto stiller und einsamer ward es. Eine Pforte aus roh behauenen Baumstämmen bezeichnete den Eingang zur Personenhalle, die schon etwas civilisirter aussah. Ein Portier oder Beamter saß an der Thür des Wartezimmers, rauchte eine Cigarre, hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt und lag mit an die Wand hinaufgestreckten Beinen in seinem festen Holzsessel. Unsere Frage, wann der Zug

nach L* abgehe, bewog ihn nur, einen Blick seitwärts zu werfen. Dann sagte er mit schnarrender Stimme:

„Ist fortgepfiffen, schon vor 'ner halben Stunde."

„Auf Beantwortung weiterer Fragen ließ sich der ungefällige Mensch nicht ein, kaum daß er uns durch eine phlegmatische Geste den Laden andeutete, wo wir für theures Geld eine Stärkung erhalten könnten."

„Der Inhaber dieser Schenke war ein Irländer und gesprächig. Als ächter Sohn Erins fand er Alles schlecht, was von den Anglo-Amerikanern ausging. Die Schilderung, welche er von dem Gesindel entwarf, das auf noch unerfahrene Einwanderer fahndet, um diese völlig auszuplündern oder, wenn dies vortheilhafter erscheinen sollte, auch bei Seite zu schaffen, machte uns nicht begierig, mit derartigem Volk zusammenzutreffen. Schließlich rieth er uns, sobald wie möglich aufzubrechen; es gäbe außer seiner Schenke, die nur keinen Raum für Unterbringung von Gentlemen habe, nicht ein Haus im Orte, wo ein Fremder ruhig und sicher übernachten könne."

„Wo soll man denn aber bleiben?" warf der Steyermärker ein. „Wir kennen weder Weg noch Steg, die Nacht ist finster, und wenn wir uns verirren, sind wir noch mehr gefährdet, als in diesem prachtvollen Stadtbau, den Ihr so rühmt."

„Das hat keine Noth," erwiederte mit breitem Lächeln der Irländer. „Drüben über dem Moor gibt's ein ganz gutes Gasthaus. Die Eisenbahn läuft gerade drauf zu, und wenn Ihr gut ausschreitet, könnt Ihr den Weg in zwei Stunden ablaufen."

„Ist er leicht zu finden?" fragte ich.

„Bei dem Allmächtigen, so leicht, wie der Mund in stockfinstrer Nacht, wenn man hungrig ist!"

„Dann seid so gut und beschreibt ihn uns."

„Habt Ihr denn noch keine Eisenbahn gesehen, Gentleman? Mein Weg ist die Eisenbahn. Ich gehe keinen andern, wenn ich drüben zu thun habe."

„Ist das erlaubt?" fragte Jörg.

„Bei Jasus, was ist nicht erlaubt!" lachte der Irländer. „Obendrein ist's ja Nacht."

„Aber die Bahnwärter!" warf ich ein.

Das Lachen des Schenkhalters ging in ein schluchzendes Gurren über, daß ihm die Thränen aus den Augen liefen.

„Bahnwärter!" wiederholte er. „Meint Ihr, die Abkömmlinge der Sachsen seien so dumm, überflüssige Menschen zu bezahlen? Es gibt keine Bahnwärter, weil man keine braucht. Der Zug geht von drüben früh ab und fährt dann nach einer halben Stunde von hier wieder zurück. Abends macht er's gerade so und

in der Zwischenzeit benutzt Jeder nach Belieben die Bahn als Fußsteig. Geht sich, bei St. Patrik, besser drauf, wie auf der schönsten Straße der glorreichen Smaragdinsel!"

„Die Versicherungen des gutmüthig aussehenden Irländers, der in der That ohne Falsch zu sein schien, waren für uns maßgebend. Wir berichteten unsere Zeche, der Schenkhalter begleitete uns bis auf den Bahnkörper, wünschte uns allmächtiges Glück und überließ uns dann unserm Schicksal."

3.

„Ich glaube, uns Beide überschlich jene gemischte Empfindung von Furcht und heimlicher Lust," fuhr Svend nach kurzem Schweigen in seiner Erzählung fort, „welche der wahre Reiz jeder abenteuerlichen Unternehmung ist. Ein paar Minuten schritten wir lautlos neben einander fort zwischen den Eisenschienen, die wir mehr fühlten als sahen. Dann blieb der Steyermärker stehen und beugte sich links über den Rand des Dammes.

„Was ist?" fragte ich.

„Hast Du nicht bemerkt, daß jeder Schritt hohl klingt?" erwiederte er. „Es ist accurat, als gingen wir auf den Bohlen einer Holzbrücke."

„Die Nacht ist finster, man sieht nichts," gab ich zur Antwort.

„Aber man hört!"

„Was?"

„Das Gurgeln eines still laufenden Wassers."

„Jetzt beugte ich mich ebenfalls über den Damm. Da ich nichts erkennen konnte, kniete ich nieder und legte das Ohr auf eine der Bahnschwellen. Deutlich konnte ich da das leise Murmeln eines fließenden Wassers, das an irgend einem Gegenstande sich brach, vernehmen.

„Was weiter!" sprach ich, getrost wieder aufstehend. „Die Bahn überschreitet einen Fluß und wir stehen eben auf der Brücke."

„Jörg schwieg. Wir gingen weiter, das Dröhnen unserer Schritte aber wollte kein Ende nehmen. Abermals rasteten wir, um uns umzusehen und in der allernächsten Umgebung uns einigermaßen zu orientiren. Bereits an das Dunkel gewöhnt, versagten uns die Augen ihren Dienst nicht ganz. Wir bemerkten mit fröstelndem Entsetzen, daß links und rechts trübes Sumpfwasser wogte. Wenn der Wind darüber hinfuhr, rauschte und glitzerte es matt, und in den Binsen, die hie und da gleich Inseln aus dem Gewässer auftauchten, pfiff und stöhnte es, während schwarzes Gevögel bald da bald dort unter gellendem Gekrächz aufflog und fern im Dunkel

verschwand. Eine genauere Besichtigung des Bahnkörpers zeigte uns, daß sie auf riesigen, unbehauenen Baumstämmen ruhte, daß man durch parallel gelegte Querbalken eine künstliche Unterlage gewonnen und darauf die Schienen befestigt hatte. Kein Geländer zog sich neben dem Geleise fort. Der Raum zwischen Schienen und Abgrund auf beiden Seiten betrug nicht über einen Fuß. Wer hier strauchelte, stürzte rettungslos in den schlammigen, vielleicht grundlosen Sumpf.

„Der sackrische Wirrkopf von Irländer!“ rief Jörg aus. „Konnte er uns das nicht sagen? Wenn wir nun einen Strich hätten und taumelten?“

„Zum Glück sind wir nüchtern, besitzen ein scharfes Auge und brauchen also nicht besorgt zu sein,“ erwiederte ich. „Mit dem Laufen wird's freilich nichts sein. Der Weg bis L* wird uns der nöthigen Vorsicht halber statt zwei Stunden deren wahrscheinlich drei kosten.“

„Wir gingen schweigend neben einander fort. Bald aber mehrten sich die Schwierigkeiten. Wie neben uns das Sumpfwasser wogte und gurgelte, so blinkte es jetzt auch hin und wieder zwischen beiden Schienen von Unten herauf. Die Bahn rentirte wahrscheinlich noch nicht, und um alle Ausgaben zu sparen, die nicht höchst nöthig waren, hatte man sie arg vernachlässigt. Vielleicht auch war sie von Haus aus so mangelhaft angelegt.

Wir waren genöthigt, genau auf den Weg zu achten, und immer scharf auf den nur fußbreiten Bohlen fortzuschreiten, welche den Schienen als Unterlage dienten. Ein einziger unsicherer Tritt, eine unvorsichtige Bewegung, die uns das Gleichgewicht verlieren ließ, stürzte uns hinab in trübe, im Winde sich kräuselnde Sumpfwasser! —

„Nach ungefährer Berechnung mochten wir eine Stunde zwischen den Schienen fortgeschritten sein, da vernahmen wir gerade vor uns ein sonderbares Geräusch, das wir uns nicht zu erklären wußten. Es klang wie dumpfes, hohles Rollen, und ließ sich bald stärker, bald schwächer hören. Wäre die Luft schwül gewesen oder hätte sich am Horizont irgendwo Wetterleuchten gezeigt, so würden wir es für das Rollen des Donners in weiter Ferne gehalten haben. Die Luft war aber durchaus nicht mit elektrischen Dünsten geschwängert. Lange indeß sollten wir nicht in Ungewißheit bleiben. Die Bahn machte eine Wendung rechts und bog alsbald in einen Wald hohen Schilfes ein, dessen Stauden zu beiden Seiten ein unheimliches Pfeifen verursachten. Vor uns, aber noch in beträchtlicher Entfernung, zuckten zwei glührothe Flammen auf. Sie schwebten und rollten wie zwei feurige Kugeln parallel neben einander in stets gleicher Höhe auf uns zu.

„Jesus, mein Heiland," schrie Jörg auf und wäre beinahe zusammengestürzt, „da kommt eine Locomotive herangebraust!"

„Ich erfaßte den Erschrockenen, indem gleiches Entsetzen auch mich in eine Salzsäule verwandelte. Es war wirklich eine Locomotive, die mit dem Glühen ihrer infernalischen Augen die Nacht erleuchtete. Wir vernahmen jetzt deutlich das rasselnde Geknatter der in ihrem Innern arbeitenden eisernen Räder und Stangen.

„Die Minuten unseres Lebens waren gezählt, die gräßliche Maschine mußte uns zermalmen, wenn wir die Bahn nicht verließen. Uns blieb nur die Wahl zwischen einem freiwilligen Tode im Sumpfe und zwischen der gewissen Aussicht, von den Rädern der Locomotive zerrissen zu werden.

„Instinktmäßig traten wir zur Seite, ich rechts, Jörg links. Allein dies Ausweichen konnte uns keine Rettung bringen; der schreckliche Feuerwagen mußte uns im Vorüberjagen in die Tiefe schleudern.

„Schon war ich im Begriff, den Todessprung zu thun, als ich wahrnahm, daß gerade unter mir einer jener Stämme sich in das Sumpfwasser senkte, auf welchem das Eisengeleis ruhte. Er war unbehauen, wie die übrigen, und zeigte eine Auswahl kurzer knorriger Auswüchse.

„Hinunter! Hinunter!“ schrie ich dem Steyermärker zu. „Die Stämme werden uns retten!“

„Jörg verstand mich; vielleicht hatte er auch gleichzeitig die nämliche Entdeckung gemacht. Im nächsten Augenblicke lagen wir Beide auf den Knieen, unsere Füße schwebten über dem Sumpfe und suchten tastend nach einem Halt an dem knorrigen Stamme. Den sich fest klammernden Füßen folgte die eine, dann die andere Hand. Schon konnten wir die Kohlen zählen, welche die Locomotive verschüttete, der Feuerrauch ihres Schornsteins spiegelte sich in dem trüben, von Sumpfvögeln bevölkerten Gewässer, die jetzt ein kreischendes Geschrei ausstießen und unruhig mit ihren Schwingen das Wasser peitschten.

„Die Verzweiflung gab uns Riesenkräfte; wir hingen, beide Hände um kaum zollstarke und zollkurze Astreste geklammert, ganz frei über dem nachtfinstern gurgelnden Sumpfe; denn die Füße fanden weiter abwärts keine Stütze und zu einer Umklammerung des Stammes erwies dieser sich zu umfangreich. Auch würde jede starke Bewegung uns des nur dürftigen Stützpunktes beraubt haben. So hingen wir denn athemlos in fürchterlicher Schwebe, nur um die Breite eines Hauptes von den zermalmenden Eisenrädern entfernt die sich jetzt schnell der verhängnißvollen Stelle näherten.

„Hüben und drüben flogen glührothe Kohlenstücke ab, rollten über den Bahnrand und sprangen hinab in den Sumpf, wo sie zischend erloschen. Ein Regen feuriger Funken stieg aus dem keuchenden Schlot und verstreute wie Schauer flammenden Hagels sie breit über die Bahn und ihre Grenzen. Die Kohlenstückchen trafen mein Haupt, sie versengten mein Haar, sie hafteten brennend an meinen Kleidern. Aber ich fühlte keinen Schmerz; ich sah nur den Feuerwagen, empfand die heftige Erschütterung, die er im Vorüberrasen hervorbrachte, und — war gerettet! Der arme Jörg hatte weniger Glück. Von einer jener springenden Kohlen gerade zwischen den Augen getroffen, erlahmten seine Kräfte, und er stürzte rücklings kopfüber unter einem wilden, fast heulenden Aufschrei in den Sumpf. Ich hörte den Schrei, ich vernahm den Fall, aber ich konnte ihm nicht beispringen! —“

„Wie ich es vermocht habe, wieder auf die Bahn hinauf zu kommen — ich weiß es heute noch nicht. Eben so wenig kann ich Rechenschaft geben über die nächsten Stunden meines Lebens. Ich weiß nur, daß ich wie im Traume die Bahn entlang schritt, daß ich immer das Rollen, Keuchen und klirrende Lärmen der Locomotive hörte, daß der Todesschrei Jörg's fortwährend in meinem Ohre klang. Endlich brach ich zusammen und schlug mit dem Kopfe gegen einen festen Gegenstand.

Bald hörte ich Stimmen, Lichtgeflimmer funkelte über mir, ich fühlte mich von starken Händen ergriffen und aufgehoben."

„Als ich wieder völlig Herr meines Verstandes ward, befand ich mich in einem einsamen Zimmer, dessen ganze Einrichtung mir sagte, daß es von Deutschen bewohnt sein müsse. Und so war es auch. Ein Deutscher, der am nächsten Morgen nach N* wollte, übernachtete auf dem Bahnhofe in L*. Der Zufall führte ihn in die Nähe der Bahn, wo ihn die Gestalt eines einsam Wandelnden, der laut mit sich selbst sprach und zuweilen heftig aufschrie, neugierig machte. Die Sprache verrieth ihm den Landsmann. Als ich unfern von ihm zusammenbrach, rief er andere Männer herbei und beorderte, man solle mich nach seiner Wohnung schaffen. Daß er einen Unglücklichen vor sich habe, leuchtete dem barmherzigen Manne sogleich ein."

„Ich fand nicht blos gastfreie Aufnahme bei Master Brandt, wie der Mann sich nannte, sondern auch Pflege und herzinnige Theilnahme. Diese war mir auch nur zu bald nöthig; denn eine lästige Schwere in beiden Armen, eine Schwäche in den Händen, die mich keinen Gegenstand festhalten ließ, nach einiger Zeit aber ein fortwährendes Zittern veranlaßte, sagten mir, daß meine physischen Kräfte für immer gebrochen seien. Die unge=

heure und unnatürliche Anstrengung aller Muskeln während jener in größter Todesangst verbrachten Minuten, verbunden mit der furchtbarsten Nervenaufregung, hatten eine mehr und mehr überhand nehmende Lähmung zur Folge, die aller ärztlichen Kunst spottete. Ich war ein Krüppel geworden und blieb es. Jörg's Leiche fand man ein paar Tage später auf dem Sumpfe treibend. Die glühende Kohle hatte ihm fast die ganze Stirnhaut verbrannt. Master Brandt ließ den Verunglückten in seinem Garten beerdigen und behielt den mir bestimmten Stutzen, den ich leider jetzt nicht mehr handhaben konnte, zum Andenken."

4.

Mit wachsender Spannung hatten die jungen Freunde der Erzählung Svend's zugehört. Sie erlebten, während er sprach, im Geiste alle Schrecken jener verhängnißvollen Nachttour, sie hörten das Sausen der todverheißenden Locomotive, fühlten den Feuerathem, den sie verderbenbringend aushauchte. Die sanften Züge Rosine's, die jetzt wie kühlend ihre Hand auf die Stirn ihres Gatten legte, wirkte so wohlthuend auf die Ge-

müther der jungen Männer, daß sie selbst das Gespräch wieder aufnahmen.

„Wir haben, fürcht' ich, einen dummen Streich gemacht," sagte Julius. „In der Entfernung sieht man das nordamerikanische Leben anders, viel freundlicher und verlockender an, als es in der Wirklichkeit ist. Die kurze Zeit unseres Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hat uns schon so viele Enttäuschungen gebracht und uns so tiefe Blicke in die nichts weniger als empfehlenswerthen oder gar glücklichen Zustände dieses freien Landes thun lassen, daß unsere Erwartungen sehr herabgestimmt worden sind. So traurig wie Dir ist es uns freilich nicht ergangen, allein wer bürgt uns, daß, wenn wir weiter vordringen, sei's gen Norden oder Westen, uns nicht noch Schlimmeres bevorsteht?"

„Und doch hast Du noch immer von Glück zu sagen," fiel Arnolph ein. „Dein entsetzliches Erlebniß brach zwar Deine Körperkräfte, aber es raubte Dir doch nicht die Freude am Leben. Du gewannst Dir eine liebevolle Gefährtin, und bist von theilnehmenden, vielleicht sogar von aufopfernden Freunden umgeben."

„Ja, das bin ich wirklich!" versetzte Svend mit leuchtenden Augen, indem seine gelähmte Rechte die Hand Rosine's sanft drückte. „Der Himmel war mir gnädig. Ich sollte nicht verzweifeln, nicht untergehen auf fremder

Erde. Das Haus, die Familie, wo ich Aufnahme fand, wurde mir bald eine zweite Heimath. Mein körperlicher Zustand zerstörte ganz und für immer meine Pläne. Die gelähmte Hand, die keine Büchse mehr halten konnte, zwang mich, einen andern Lebensweg einzuschlagen, und mein edler Gastfreund, bald darauf mein Schwiegervater, war es, der mir die Mittel dazu verschaffte."

„Die treue liebevolle Pflegerin Rosine ward nach Ablauf eines Jahres mein Weib. Durch Brandt's Vermittelung erwarb ich diese Farm, die in sofern von bedeutendem Werthe ist, als der Creek, welcher durch meine Waldung und meine Felder strömt, mir die Erbauung von Mühlenwerken erleichterte. So ward ich Farmer und Müller zugleich. Reginald ist mein Gehülfe, wenn Ihr wollt, mein zweites Ich. Wo ich nicht selbst nachsehen kann, da eilt er hin. Meine Etablissements gedeihen und seit etwa drei Jahren betreibe ich einen sehr bedeutenden und einträglichen Mehlhandel mit diesseits und jenseits des See's gelegenen Ortschaften. Wollt Ihr Euch hier in der Nähe niederlassen, so wär' es mir angenehm. Soweit ich kann, bin ich immer bereit, Euch zu unterstützen."

Die letzte Bemerkung Svend's erfüllte zwar die jungen Männer mit neuer Hoffnung, zu einer directen Zusage jedoch konnten sie sich im Augenblick nicht ent=

schließen. Besonders war Arnolph sehr bedenklich geworden. Es gefiel ihm nichts recht in dem gepriesenen Lande der Freiheit. Was er bis jetzt davon gesehen, die Proben freier Bewegung, die ihm vorgezeigt worden waren, verleideten ihm den Geschmack davon. Er drang zuvörderst in Julius, noch eine Zeit lang keinen bestimmten Entschluß zu fassen, sich das Land näher zu besehen und die Verhältnisse zu prüfen. Fände man dann, daß es sich der Mühe verlohne, sich irgendwo fest niederzulassen, so werde durch eine solche Verzögerung nichts verloren.

Svend stimmte dieser Ansicht bei. Tags darauf verließen die Vettern die Farm des hart Geprüften, um zuvörderst den Niagara-Fall zu besuchen. Später gingen sie nach Canada, kehrten jedoch schon nach wenigen Wochen von dort wieder zurück, um auf Svend's Besitzthum den ersten Winter zuzubringen. Sie benutzten diesen Aufenthalt zu mannichfachen Ausflügen in's Land hinein, ja sie reis'ten sogar bis Cincinnati hinab. Allein was sie sahen und erlebten, steigerte nicht die Lust an Land und Leuten. Mit dem Eintritt des Frühlings beschlossen sie, in's alte Vaterland zurückzukehren. Nicht die größere Freiheit vertrieb die Strebenden aus der Union, sondern die Form, welche man dieser Freiheit gegeben hatte.

„Nordamerika," pflegten die zurückgekehrten Auswan=

derer Allen zu sagen, welche sehnsuchtsvoll ihre Blicke nach der transatlantischen Republik richteten, „Nordamerika wird das schönste Land der Welt sein und die glücklichsten Bürger beherbergen, wenn die Gesammtheit seiner so unglaublich gemischten Bewohner die größte Kunst des Lebens und namentlich des freien Bürgers, die Kunst sich selbst zu beherrschen und sich wirklich zu regieren, gelernt haben wird. So lange dies nicht geschieht, bleibt es nur ein Dorado für Abenteurer, für halbtolle Schwärmer und für gewissenlose Speculanten."

III.

Rivalen im Koog.

Strandgeschichte.

1.

Beinahe die ganze Landschaft Eiderstedt im Herzogthum Schleswig besteht aus sogenannten Koogen. Es sind dies bald größere, bald kleinere Strecken ungewöhnlich fruchtbaren Acker= und Wiesenlandes, von hohen Deichen umschlossen, um die an sich flache Halbinsel gegen Ueberfluthungen der Nordsee zu schützen. Alle diese Deiche, welche das Land in verschiedenen Richtungen durchkreuzen und als Wege für den Verkehr benutzt werden, haben eine beträchtliche Höhe und sind sehr schräg abgeböscht. Gewöhnlich ragen die hinter ihnen gelegenen Häuser nur mit den Dächern über dieselben empor. Hinter dem Deiche weiß oder glaubt doch der Koogbewohner sich gegen jede Gefahr geschützt, womit Sturm und Wogen ihn bedrohen. Am festesten gebaut und eigenthümlich construirt sind die äußersten Deiche, gewöhnlich Seedeiche genannt. Sie bilden die höchsten Umwallungen und haben den heftigsten, immer von

Neuem sich wiederholenden Anprall der stürmenden See abzuhalten. Das an einzelnen Stellen außerhalb dieser Erdwälle angeschlickte Land, welches unbedeicht ist, wird bei Hochfluthen regelmäßig unter Wasser gesetzt, bietet aber vom Frühling bis tief in den Herbst hinein treffliches Weideland dar. Gerade in solchen unbedeichten Weiden grasen jene ungeheuern Rinderherden, welche einem großen Theile der Bevölkerung Norddeutschlands und selbst Englands den Hauptbestandtheil ihrer Nahrung liefern.

In einem dieser Kooge, dicht hinter dem hohen und breiten Seedeiche, lagen zwei stattliche Höfe, umrauscht von Ulmen und einigen schief gebogenen, selten ganz belaubten Linden. Landwärts waren beide, etwa eine Viertelstunde von einander entfernte Höfe mit breiten und tiefen Gräben umgeben. Ueber diese führte nur ein einziger, gewöhnlich durch ein starkes Thor verschlossener Zugang, so daß ein Betreten des Gartenlandes, das sich rings um die Höfe ausbreitete, nicht leicht möglich war. Bildete sonach der Koog selbst durch seinen der See zugekehrten gewaltigen Deich, an dem etwas weniger breite und feste Binnenlandsdeiche sich anschlossen, gewissermaßen eine Festung, so konnten die beiden Höfe desselben im Süd und Nord des Kooges für dessen wieder besonders befestigte Citadellen gelten. Ein Feind, der

sich auf dem Süderhofe festsetzte, war deshalb immer noch nicht Herr des ganzen Kooges, denn die Besatzung des Norderhofes konnte sich je nach Umständen nicht allein gegen seine Angriffe vertheidigen, sondern ihn möglicherweise sogar erobern.

Erwähnte Höfe waren seit einigen Jahren im Besitz zweier junger Männer, die von Jugend auf im besten Einverständniß unter einander gelebt hatten. Sie galten nicht nur für Freunde, sie waren es auch, und man hätte wohl glauben sollen, daß eine so früh entstandene Freundschaft sich das ganze Leben hindurch bewähren müsse.

Erken Prott, von altfriesischer Abstammung, saß auf dem Norderhofe, Cornelis Dirksen hatte den Süderhof ererbt. Beide waren unverheirathet, und es schien nicht, als ob sie sich sehr beeilen wollten, unter den Töchtern des Landes eine Wahl zu treffen, wie sie ihren Herzen und ihren Verhältnissen angemessen war. Die einsame Lage beider Höfe im Koog, die bedeutende Entfernung derselben von anderen menschlichen Wohnungen, hatte wenig Anziehendes. Namentlich im Winter oder bei Sturmwetter war es recht melancholisch auf den von aller Welt abgeschiedenen beiden Höfen hinter dem Seedeiche. Dann sahen deren Bewohner oft wochenlang keinen Menschen außer den auf den Hof gehörigen, und

selbst die Freunde wußten häufig viele Tage lang nicht, wie es dem Nachbar im Süden oder Norden erging.

Diese Abgeschiedenheit von den mehr bevölkerten Koogen hatte aber auch wieder ihre eigenthümlichen Reize. Wer von Jugend auf in einem der beiden Höfe gelebt hatte, der mochte nicht gern anderwärts lange weilen, weshalb denn auch ein Gesindewechsel auf dem Süder=, wie auf dem Norderhofe zu den größten Seltenheiten gehörte. Das Gesinde zählte gewissermaßen mit zur Familie, und wirklich hatten sowohl Erken Prott, wie Cornelis Dirksen Knechte und Mägde ihrer Väter gleichsam als zu den Höfen gehörendes Inventarium übernommen. Erken Prott, ein Jahr jünger als sein Nachbar Cornelis Dirksen, hatte weder Vater noch Mutter; Dirksen lebte die Mutter noch, eine stille, gewöhnlich sehr ernste Frau, die lieber hörte als sprach. Solche schweigsame Frauen sind in diesen Küstengegenden keine Seltenheit. Es scheint, die mehr ernste als heitere Natur, das großartig monotone Bild der See, die ununterbrochen um den Fuß des künstlich erbauten Deiches rauscht, das eigenthümliche Rufen und Klagen der Möwen, Sturm= und Sumpfvögel, das eben so wenig wie die Brandung verstummt, und die Gefahr, der jeder Koogbewohner zahllose Male im Leben gerade in's Auge zu schauen genöthigt wird, machen die meisten Anwohner

dieser Küsten frühzeitig still und nachdenkend. Man würde ihnen aber sehr unrecht thun, wollte man sie ihrer Schweigsamkeit wegen für kalt und theilnahmlos oder starker Leidenschaften unfähig halten.

Mutter Maiken, wie man die Mutter des jungen Dirksen weit und breit nannte, stand noch immer der Wirthschaft des Sohnes vor. Im Hause galt vorzugsweise ihr Wort, Cornelis kümmerte sich hier wenig um das Regiment. Maiken selbst jedoch war dies nicht angenehm. Sie empfand den Druck der Jahre und fand es nicht zweckmäßig, daß gleichsam zwei Herren auf dem Süderhofe Befehle ertheilten. Darum drang sie wiederholt in Cornelis, er solle sich nach einer Frau umsehen. Auch unterließ Maiken nicht, gelegentlich ein paar Namen zu nennen, damit der Sohn doch einen Anhaltspunkt bekomme.

Dirksen runzelte allemal die Stirn, wenn die Mutter dieses Thema berührte, und mit der trockenen Bemerkung, bei seinen vierundzwanzig Jahren komme er noch früh genug in's Ehejoch, brach er jedes dahin zielende Gespräch ab.

Bisweilen konnte den jungen Hofbesitzer eine derartige Mahnung seiner Mutter auf längere Zeit verstimmen. Um dieses dann nicht merken oder seine verdrießliche Stimmung Andern entgelten zu assen, stieg er wohl den schrägen Weg zum Deiche hinauf, wandelte Angesichts der

See die Krone entlang und machte endlich am andern Ende des Koogs bei Erken Prott auf Norderhof einen Besuch.

Hier fand er immer einen Gleichgesinnten, denn Prott war, wenn möglich noch weniger zu baldigem Heirathen aufgelegt, und hatte, als der Jüngere, auch noch mehr Zeit, als sein Nachbar im Süden.

Eines Tages — es war zu Ende des Sommers — vertrieb ein ernstlicheres Zureden der Mutter Cornelis von seinem Hofe. Verstimmter denn je und doch innerlich recht unzufrieden mit sich selbst, da er Maiken nicht ganz Unrecht geben konnte, schlug er seinen gewöhnlichen Weg über den Deich nach dem Norderhof ein. Die Luft war trüb und schwül. Ein Gewitter stand westlich über dem Meere, das kein Windhauch bewegte. Die endlose Fläche sah schwarz aus vom Wiederschein der finstern Wolkenwand. Nur wenn ein greller Blitz diese zerspaltete und in der Fluth erlosch, zuckte ein gelblicher Schimmer über die unbewegte Fläche.

Cornelis Dirksen hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, der über den Deich nach dem Norderhof weit über eine Stunde betrug, als er in ziemlicher Entfernung vom Lande ein Segel entdeckte. „Schon Wind auf See?“ sprach er zu sich selbst; „dann bricht das Wetter mit der Fluth sicherlich los.“

Er beschleunigte seine Schritte, um wo möglich Norder=

hof noch rechtzeitig zu erreichen. Ab und an warf er einen Blick seewärts, um zu sehen, wohin das Fahrzeug steuere. In einer halben Stunde trat die Fluth ein, und dann gab es allem Vermuthen nach Ueberfluß an Wind. Er konnte jetzt nichts mehr sehen. Das Schiff mußte demnach gewandt oder das Segel eingezogen haben. Da erglühte die Wolke wieder in elektrischem Feuer, und wie ein purpurnes Dreieck stand das Segel schräg auf dem Meere. Cornelis erkannte einen Küstenfahrer gewöhnlicher Bauart. Das Fahrzeug kam wahrscheinlich von der Hewer und mochte entweder von einem Hafen der Westsee-Inseln oder von Husum abgelaufen sein.

„Der Schiffer hat Bange vor dem Wetter,“ sagte er; „es scheint, er will hier landen. Mit der Fluth kann er auch leicht noch anlaufen.“

Es begann bereits stark zu wehen, die Möven schrieen und flatterten unruhig über dem Deich, der Sturmvogel strich über die aufrauschenden Wogen, und einzelne große Tropfen schlugen als Vorboten eines starken Platzregens in Cornelis Gesicht, wie er eben die quer über den Deich gebaute Pfählung erreichte, welche die Grenze der eigentlichen Umhegung von Norderhof auf dieser Seite bildete. Das tief im Schutze des hohen Deiches liegende Haus Erken Prott's mit seinen Nebengebäuden wurde von dem heranbrausenden Wettersturme noch gar nicht berührt.

Erken Prott hatte seinen Freund und Nachbar schon von fern kommen sehen. Er ging ihm jetzt bis an die Böschung des Deiches entgegen und reichte dem von der Deichkrone Heransteigenden hier die Hand zum Gruße.

„Bringst böses Wetter mit, Cornelis,“ sagte Prott. „Ich fürchte, es setzt Hagel.“

„Das Gewölk sieht nicht danach aus,“ entgegnete Dirksen. „Wehen aber wird es scharf und darum bekommst Du Besuch.“

„Je öfter Du kömmst, desto lieber ist es mir.“

„Ja sieh, Erken, ich bin schon da, ich werde aber schwerlich Dein einziger Gast bleiben. Ein Ewerschiff hält gerade auf Deinen Flaggenstock zu.“

Beide junge Männer traten in's Haus. Es blitzte stark, der Donner verhallte im Rauschen des Sturmes, und prasselnd stürzte ein sündfluthartiger Regen aus den grauschwarzen Wolkenschläuchen. Auf der Krone des Deiches zeigten sich, einander fast umfassend, zwei Gestalten. Es war ein stämmiger Mann, der sich ersichtliche Mühe gab, eine Frau oder ein Mädchen möglichst gegen die Windsbraut zu schützen. Erken Prott blieb absichtlich unter der Thür seines Hofes stehen, um die Fremden sogleich zu empfangen.

„Ist Euer Fahrzeug gesichert?“ fragte der Besitzer von Norderhof. Der Mann, dessen Haupt ein alter, sehr formlos gewordener Südwester bedeckte, nickte bejahend,

sah den Hofbesitzer mit klaren Augen an und sagte dann, das Mädchen noch immer stützend:

„Bin Hahntje Buhn aus Odenbüll. Mein Kind ist krank, es bedarf der Ruhe."

„Ganz Norderhof steht zu Euern Diensten," versetzte Prott, den Friesen mit seiner Tochter nach dem Wohnzimmer geleitend. Dirksen folgte, mit wohlgefälligem Auge die Gestalt des fein gegliederten Mädchens betrachtend.

2.

Das Unwetter dauerte nicht lange. Nach einigen starken Donnerschlägen verzog sich das Gewölk, der Himmel klärte sich auf, und nur an dem heftigeren Schwall der Brandung, deren Tosen die Insassen von Norderhof deutlich hörten, war das Wogen der vom Gewittersturm aufgewühlten See zu erkennen.

Buhn, ein Grundbesitzer aus dem alten Koog von der Insel Nordestrand wollte nach Tönningen. Seine Tochter Mei, die ihn nebst einem Knechte, welcher auf dem Ewer geblieben war, begleitete, gehörte zu jenen oft vorkommenden Naturen, welche auf See alsbald unwohl werden. Sie erholte sich rasch, als sie festen Boden unter

den Füßen fühlte, und nahm lebhaften Antheil an dem Gespräche, das sich zwischen ihrem Vater und den beiden Hofbesitzern entspann.

Dirksen gefiel sich in dieser Gesellschaft. Er blieb länger als sonst, und seine verdrießliche Stimmung verlor sich gänzlich. Als er endlich aufbrach, unterließ er nicht, den Insulaner aufzufordern, bei seiner Rückreise von Tönningen auch auf Süderhof einen Besuch zu machen. Buhn sagte zu, und der junge Mann sah dem hübschen, jetzt gar munter plaudernden Mädchen beim Abschiede so lange in die Augen, daß Mei vor diesem forschenden Blicke erröthete.

Auf dem Heimwege mußte Dirksen immerwährend an die niedliche Friesin denken. Die Reden seiner Mutter kamen ihm gar nicht mehr so thöricht vor. Mei Buhn war ein Mädchen, wie er noch keins gesehen hatte, und er malte sich im Geiste ein stetes Zusammenleben mit ihr unter einem Dache recht angenehm aus.

So erreichte er Süderhof. Mutter Maiken, die sich schon um den so lange ausbleibenden Sohn gesorgt hatte, machte ihm sanfte Vorwürfe, die Dirksen in keiner Weise beachtete. Er war munter, fast ausgelassen lustig, ohne die Veranlassung dieser veränderten Stimmung der Mutter anzudeuten. Nur konnte er nicht unterlassen, ehe er sich zur Ruhe begab, die Worte hinzuwerfen:

„Mutter, nach ein paar Tagen werden wir vermuthlich Besuch erhalten. Ich traf Fremde auf Norderhof und hab' sie zu uns eingeladen. Es sind Friesen von Nordstrand, wackere Leute. Sie gehören zu den wenigen alten Geschlechtern, die nach der großen Fluth sich wieder auf dem Inselrest ansiedelten."

Maiken hörte dies gern. Sie richtete noch ein paar Fragen an den Sohn, um Näheres über die Fremden zu erfahren, dieser ließ sich aber auf weitere Auseinandersetzungen nicht ein.

Hahntje Buhn hielt Wort. Nach Verlauf einer halben Woche erschien er in Begleitung der jugendlich blühenden Tochter auf Süderhof.

Mei sah jetzt noch viel frischer aus, als vor einigen Tagen. Sie war unbefangen und offen, richtete Fragen, welche auf Landbau und Wirthschaft Bezug hatten, bald an Dirksen, bald an dessen ernste Mutter, und machte auf Beide den vortheilhaftesten Eindruck. Ihr Vater erkundigte sich vornehmlich nach den Deichverhältnissen, die ihn als Deichvoigt besonders interessirten, begleitete dann den Eigenthümer von Süderhof auf dessen reiche Fluren, nahm die Stallungen und Scheuern wohlgefällig in Augenschein und sagte, als er nach anderthalbtägigem Verweilen den Hof und Koog wieder verließ, zu Dirksen:

„Hier fehlt nichts als eine verständige Hausfrau, die

zum Rechten sieht. Mit fremden Leuten arbeiten, ist, auch wenn sie uns noch so ergeben sind, immer nur halbe Wirthschaft. Und was der Mann draußen thut, das besorgt eine tüchtige Frau drinnen viel besser. Müßt heirathen, Dirksen, und das bald. Das seid Ihr schon Eurer Mutter schuldig."

Cornelis war heute nicht ungehalten über diese Rede des Nordstranders. Er lächelte dazu, vergaß aber nicht, die junge Mei verstohlen anzusehen, die ihrerseits über die fragenden Blicke des wohlhabenden Hofbesitzers auch nicht ärgerlich zu sein schien. Er begleitete seine Gäste eine Strecke über den Deich bis an eine Stelle, wo dieser eine Krümmung nach Osten machte. Hier war die Brandung stets sehr stark, namentlich nach westlichen Winden. Die See brach sich dann in hohen Schaumbergen an dem eingerammten Pfahlwerk und spülte an der schrägen Böschung hoch hinauf über die kunstreiche Bestrickung des Deiches, welche diese festen Erdwälle netzartig überzieht, damit die immer daran nagende Salzwoge sich nicht sogleich in das Erdreich einfressen und es dadurch zerstören kann. Der Deich war an dieser Stelle etwas beschädigt. Die aus geflochtenem Stroh bestehende Ueberstrickung hatte sich bald da, bald dort gelöst, und wenn eine hohe Brandung sich an der Böschung zerschlug, bröckelten Erdtheile los, und in den ge-

lockerten Boden sickerte das Wasser, das der Boden gierig einsog.

Buhn gewahrte diese Beschädigung und machte Dirksen aufmerksam darauf.

„Da frißt die See an Euerm Hab' und Gut,“ sprach er, die Stelle besichtigend. „Sie macht's gerade wie schlaue Diebe, sie feilt langsam und unmerklich an der Vergitterung, bis ein derber Stoß hinreicht, sie vollends durchzubrechen. Wenn starke Herbststürme kommen, kann's hier Arbeit geben.“

Cornelis beruhigte den Nordstrander, indem er bemerkte, daß bereits Anzeige gemacht worden sei und man nur noch eine Besichtigung des ganzen Seedeiches vornehmen wolle, ehe man zur Ausbesserung der schadhaften Stelle schreite.

Als Buhn mit seiner Tochter das Ewerschiff bestieg, lud er Dirksen ein, sich bald im alten Koog auf Nordstrand sehen zu lassen. Dieser sagte gern zu, und als der Insulaner ungefähr die Zeit zu wissen begehrte, meinte Cornelis, er wolle noch vor dem Eintritt der stürmischen Jahreszeit nach Odenbüll kommen.

Mei lächelte gar freundlich zu dieser Versicherung des jungen Mannes, und Dirksen blieb auf dem Gitterwerk des Deiches, über das hier eine Treppe von mehreren Stufen führte, so lange bewegungslos stehen, bis er die

Gestalten auf dem Deck des schnell davon segelnden Ewers nicht mehr erkennen konnte.

Nach Süderhof zurückgekommen, setzte sich Maiken zu ihrem Sohne, der sinnend am Fenster stand und unverwandt nach dem Deiche hinaussah, dessen Krone ihm die Aussicht auf das hinter demselben wogende Meer versperrte.

„Cornelis," redete die Mutter ihn an, „wirst Du mir heute wieder grollend den Rücken kehren, wenn ich meine schon mehrmals gethane Frage wiederhole? Mei Buhn gefällt mir."

„Mir auch, Mutter."

„Sie ist jung, hübsch, munter, rasch und gut geschult. Das gibt die besten Hausfrauen."

„Glaub's, Mutter."

„Wird sie wiederkommen?"

„Weiß nicht, Mutter."

„Wünschest Du's nicht, Cornelis?"

„Wollt' es meinen, Mutter."

„Mußt sie einladen, mein Sohn."

Cornelis lächelte.

„Hast's schon gethan?"

„Nein, Mutter, der Vater hat mich eingeladen."

„Du wirst doch gehen, mein Sohn?"

„Ich werd' gehen."

„Und wenn Du zurückkommst, darf ich dann hoffen?"

„Kann nichts versprechen, Mutter.“

„Ich wäre so glücklich, Cornelis!“

„Und ich möcht' es gern werden. Drum laß mir Zeit, Mutter.“

Dirksen verließ das Fenster und machte sich im Hause zu schaffen. Er durchmusterte alle Räume, als wolle er über sein ganzes Besitzthum ein genaues Inventarium aufnehmen. Auch in den Scheuern sah er nach, und an seine Dienstboten richtete er Fragen, wie nie zuvor. Gegen Abend erstieg er wieder die Krone des Deiches und wandelte einsam darauf hin und wieder, bis die Sonne in's Meer tauchte und die einbrechende Dämmerung feucht kalte Nebel über See und Land breitete. —

Erken Prott fiel es auf, daß sein Freund und Nachbar im Süden des Koogs, den ein fester Binnenlandsdeich in zwei Hälften schied und so die Grenze zwischen Norder- und Süderhof bildete, schon eine ganze Woche lang sich nicht mehr bei ihm hatte sehen lassen. Er war schon so sehr an die Besuche Dirksen's gewöhnt, daß ihm etwas fehlte, wenn dieser nicht kam. Ohnehin hätte er gern mit dem Freunde gesprochen, denn er bedurfte unerwarteter Weise eines Rathgebers. Darum machte sich Erken Prott nach Süderhof auf den Weg.

Als der Nachbar im Norden des Koogs nur noch ein paar hundert Schritte von Süderhof entfernt war,

sah er seinen Jugendfreund den Deich heraufsteigen. Er grüßte mit Handbewegung und Zuruf, und empfing gleichen Gegengruß. Mitten auf dem Deiche begegneten sich die Nachbarn, Beide in glücklicher Stimmung.

„Du willst wohl Einsiedler werden?" redete Erken Prott den Freund an. „Heute ist schon der zehnte Tag, seitdem ich Dich nicht mehr bei mir sah."

„Mich freut es jetzt, daß ich so lange nicht zu Dir kommen konnte," versetzte Dirksen. „Habe ich dadurch doch das Vergnügen, Dich endlich auch einmal bei mir zu sehen."

„Du kennst meine Gründe, die mich Süderhof meiden lassen."

Cornelis lachte.

„Ja, wohl kenn' ich sie," sagte er. „Du bist, wie die Meisten unsers Schlages; Du hast nur dann Wohlgefallen an alten und ernsten Frauen, wenn über deren Schultern ein frisches Mädchengesicht Dich anguckt."

„Aergerlich wenigstens macht mich ein solcher Guckindiewelt nicht," erwiderte Prott ebenfalls heiter. „Es hat immer was Herzerfreuendes. Meinst Du nicht?"

Cornelis zuckte die Achseln.

„Freilich, Du magst ja nicht heirathen," setzte Erken Prott hinzu, und da hat man natürlich für Weiber überhaupt weder Sinn noch Auge."

„Willst Du denn auf einmal heirathen?“ fragte Dirksen betroffen.

„Das gerade nicht, aber ich denk’ doch manchmal darüber nach, und ich möcht’ jetzt eigentlich wissen, was Du im Ernst davon hältst.“

„Ich? Was ich davon halte, wenn Du heirathen willst? Das ist eine curiose Frage.“

„Warum? Wenn ich nun bereits eine Wahl getroffen hätte?“

„Dann hab’ ich ja nur Glück zu wünschen.“

„In der That, Cornelis, ich habe gewählt.“

„Desto besser, so hast Du keine Qual mehr. Wer aber ist denn die Glückliche?“

„Du kennst sie.“

Dirksen erschrak. Das Blut schoß ihm in’s Gesicht.

„Ich kenne sie?“ fragte er zaudernd.

„Gewiß, und ich bin überzeugt, Du wirst meine Wahl billigen. Nie hab’ ich ein herzigeres Mädchen mit Augen gesehen, als Mei Buhn, die Tochter des Deichvoigtes aus Odenbüll.“

Dirksen flimmerte es vor den Augen. Ihm war, als solle ihn der Schlag rühren. Er fand kein Wort der Erwiderung.

„Findest Du meine Wahl nicht passend?“ fragte Prott den Schweigenden.

„Hast Du sie angesprochen?" erwiderte dieser.

„Noch nicht, aber ich gedenke es demnächst, in drei oder vier Wochen zu thun."

„Hoffst Du bejahende Antwort zu erhalten?"

Prott lachte. „Nun, wahrhaftig," sagte er, „so kann nur Jemand fragen, der ledig zu bleiben entschlossen ist. Mir scheint, mein Hof ist groß genug, um einem hübschen Mädchen recht sehr in's Auge zu stechen. Hast Du nicht bemerkt, daß Mei ganz heiter bei mir war, und daß sie gar aufmerksam zuhörte, wie ich ihrem Vater verblümt zu verstehen gab, daß gar nicht übel auf Norderhof wohnen sei?"

„Ich hab' nicht darauf geachtet," sagte Dirksen.

„Billigst Du denn meine Wahl?"

„Vollkommen," sprach Dirksen. „Ich an Deiner Stelle würde genau eben so handeln."

„Gottlob!" rief Prott aus." „Nun erst bin ich vollkommen mit mir im Reinen! Ich will mich jetzt beeilen und wo möglich schon in vierzehn Tagen Alles in Ordnung bringen. Sagt die kleine nette Mei freundlich Ja, so weiß ich bestimmt, Hahntje Buhn weist mich nicht ab."

„Das glaub' ich auch nicht," sagte Dirksen nachdenklich. „Doch sprich noch mit Niemand davon, zumal nicht mit meiner Mutter, sonst läßt sie mir wieder keine ruhige Stunde."

„Sei ohne Sorge," erwiderte Erken Prott. „Diese Angelegenheit bleibt ein Geheimniß unter uns Beiden. Das aber beding' ich mir aus, Cornelis, führ' ich das Mädchen heim als Braut, so mußt Du mein Brautführer sein. Wenn Du dann siehst, wie glücklich ich bin in Mei's Besitz, wirst Du am Ende doch noch andern Sinnes und folgst als getreuer Nachbar meinem Beispiel."

Dirksen ließ es geschehen, daß Prott ihm seine Hand aufdrang. Er führte den Nachbar in sein Gehöft und ließ sich hier, da die Mutter sich absichtlich entfernte, noch geraume Zeit von dem in Liebesgedanken Schwatzenden unterhalten.

3.

Cornelis fühlte sich von einer Centnerlast befreit, als Prott ihn ziemlich spät verließ. Maiken ahnte nichts von der Mittheilung des Nachbars, und Cornelis war von dem Gehörten zu sehr erfüllt, um davon zu sprechen. Er kannte Prott und darum fürchtete er ihn. Als Freund zuverlässig und treu, war er gereizt heftig und zur Rache geneigt. Sollte er offen vor ihn hintreten und ihm sagen, daß auch sein Auge mit Wohlgefallen auf Mei Buhn ruhe, daß er sie zu besitzen wünsche, daß er glaube

und hoffe, das zierliche Mädchen sei ihm von ganzem Herzen zugethan? Gebot dies nicht sogar die Ehrlichkeit dem Freunde gegenüber, der ja kein Hehl aus seiner Neigung gemacht hatte?

Dirksen kam zu keinem Entschlusse. Er wollte den Freund nicht kränken und sich selbst nicht ohne Nutzen ruhelose Stunden machen.

„Es ist besser, ich lege die Entscheidung ganz allein in die Hand des Mädchens, das wir Beide lieben," sagte er zu sich selbst. „Weißt sie mich zurück, so werde ich sie selbst dem Freunde zuführen, nimmt sie meine Hand an, dann fühlt sie nichts für Prott, und dieser verliert nichts durch meine Eroberung. Er kann mir nicht deshalb zürnen oder mich gar hassen, weil die liebliche Friesin mich ihm aus freier Entschließung vorzieht."

Um alsbald Gewißheit zu erhalten, rüstete sich Cornelis sofort zum Aufbruche nach Nordstrand. Wie die meisten Küstenbewohner besaß er ein seehaltiges Fahrzeug, verstand ein Segel aufzuspannen und bedurfte nur eines seekundigen Gefährten, damit er in dem oft seichten Fahrwasser an den Küsten nicht etwa auf eine gefährliche Untiefe sich verirre.

Mutter Maiken stimmte ihrem Sohne vollkommen bei. Die alte ernste Frau war jetzt sehr zufrieden mit Cornelis, bat ihn, rasch zu handeln und, wenn es möglich

sei, gleich alles Nöthige in's Reine zu bringen. „Nimmt die hübsche Mei Deinen Antrag an, so könnt Ihr schon zu Weihnacht Hochzeit geben," sagte sie, dem Sohne zum Abschiede nochmals die Hand reichend.

Cornelis versprach, nicht zaudern zu wollen, bestieg sein Küstenfahrzeug und steuerte mit gutem Winde nordwärts.

Maiken sah den Sohn gern ziehen. Sie war glücklich in sich und deshalb ruhig. Daß Erken Prott ebenfalls ein Auge auf die schöne Mei Buhn habe, ahnte sie nicht einmal.

In der sichern Voraussetzung, daß die junge Friesin die Verlobung ihres Sohnes nicht ablehnen und die Hochzeit Beider noch vor Jahresschluß statthaben werde, kramte sie in Kisten und Kasten, um nachzusehen, was sich wohl etwa zur Einrichtung einer neuen Wirthschaft auf Süderhof noch vorfinde, und was neu dazu angeschafft werden müsse. Bei dieser Beschäftigung verging der guten Frau die Zeit sehr schnell. Sie zählte weder die Stunden noch die Tage der Abwesenheit ihres Sohnes und als sie nach Ablauf einer Woche eines Abends quer über den Außendeich die Gestalt eines Mannes schreiten und die Stufen zum Süderhof herabsteigen sah, glaubte sie fest, dieser Mann müsse ihr heimkehrender Sohn sein.

Verwundert sah sie auf, als eine fremde Stimme sie

grüßte. Erken Prott, der Nachbar aus dem Norden des Kooges, stand vor ihr.

„Ist Dirksen krank, daß er sich gar nicht mehr bei mir sehen läßt?" sprach der junge Mann, da ihm die glotzenden Augen der ernsten Frau auffielen. „Sonst kam er fast jeden Tag, und nun scheint er kaum mehr zu wissen, wo Norderhof liegt."

Jetzt lächelte Maiken, oder vielmehr in ihren ernsten Zügen schimmerte ein Strahl von Heiterkeit.

„Das mag wohl sein," gab sie zur Antwort. „Wer freien geht, vergißt Freunde und Nachbarn."

„Freit denn Cornelis?" erwiderte ungläubig Erken Prott. „Da muß ja ein Wunder mit ihm vorgegangen sein! Er betheuerte doch immer, ledig bleiben zu wollen."

„Sonst, o ja," sprach Maiken, „seit er aber weiß, wie ein rechtes Mädchen aus den Augen schaut, ist er andern Sinnes geworden."

„Kann ich ihn nicht sprechen?"

Maiken schüttelte den Kopf.

„Ich möchte gern ein paar Worte mit ihm wechseln," fügte Prott dringender hinzu. „Ich will Morgen über See und...."

„Cornelis ist lange schon über See," fiel Maiken ein.

„Wohnt sein Mädchen auswärts?"

Die ernste Frau nickte bejahend.

„Wie heißt sie denn?“

„Habe nicht danach gefragt.“

„Und wann kommt Cornelis zurück?“

„Weiß nicht.“

Erken Prott sah unschlüssig vor sich nieder. Er überlegte, ob er die Rückkehr des ihm befreundeten Nachbars vor seiner eigenen Abreise abwarten solle oder nicht. Bald aber leuchtete ihm ein, daß dies ihm nachtheilig werden könne, da ja möglicher Weise noch Tage vergehen konnten, ehe Dirksen wieder auf Süderhof eintrat. Auch verdroß es ihn, daß die Mutter seines Freundes unbeweglich und fast wie abwehrend unter der Thür stand, und weder durch Wort noch Miene ihn einlud, Süderhof zu betreten.

„Wenn Ihr mir nicht sagen könnt, Mutter Maiken,“ begann er nach kurzem Sinnen wieder, „wo ich Cornelis treffe, oder wann ich ihn zu sehen erwarten darf, so grüßt ihn von mir. Ich habe Eile. Sagt ihm, das Ziel meiner Reise sei Nordstrand.“

Maiken sah ihn abermals mit ihren glotzenden Augen groß an. Dann ging zum zweiten Male der Schimmer eines Lächelns über ihr Gesicht, und sie kehrte dem Besitzer von Norderhof mit einer abwehrenden Bewegung den Rücken, ohne ihm Lebewohl zu sagen.

„Das Weib ist mir zuwider,“ murmelte Erken Prott,

den Deich wieder hinansteigend. „Gäbe es noch Hexen in unsern Tagen, ich würde sie für eine der auserlesensten halten. Schade, daß Dirksen gerade eine so widerwärtige Mutter haben muß!“

Am nächsten Morgen stieg der junge Mann zu Schiffe. Der Himmel war bewölkt, die See unruhig. Oft lagen die grauen Wolken wie schwerer Nebel über dem Meere, daß man nur eine geringe Strecke weit deutlich sehen konnte. Alles deutete auf stürmisches oder doch sehr unbeständiges Wetter. Seehunde und Tummler, bei hellem Himmel nur selten sichtbar, zeigten sich häufig in der Nähe des Schiffes, und namentlich überschlugen die Tummler sich oft im weißen Schaum springender Wellenkämme. Als Erken Prott westlich von dem hohen Sande von Mittelplaat in den neuen Heverstrom einlief, gewahrte er weiter nördlich, vom Nebel fast ganz verhüllt, ein Segel, das Südwest zu Süd steuerte. Es war das einzige Segel auf der ganzen Reise, das ihm in Sicht kam. Die Westsee bot einen recht traurigen Anblick unwirthlicher Oede der unter der schweren Wolkendecke und dem Brausen des starken Westwindes, der ihre langen Wogen mit fettem Fahlgrau überzog.

Ungefähr um dieselbe Zeit, zu welcher Erken Prott über die Gewässer des Wattes der Küste Nordstrands zusteuerte, landete Cornelis Dirksen am Strande von

Eiderstedt. Er überließ die Bergung seines Fahrzeuges dem Schiffer, der ihn begleitet hatte, und begab sich ohne Säumen nach dem nur wenige Minuten entfernten Süderhof.

„Ich bin verlobt!“ rief er der ihm entgegenkommenden Mutter zu. „Mei Buhn wird mein Weib, und noch vor Weihnachten soll die Hochzeit sein!“

Maiken weinte vor Freude, umarmte den Sohn und sprach nichts, als die Worte:

„Gott segne Dich, Cornelis, Gott segne Dich!“

4.

Zwei Tage später lehnte Erken Prott schon bei Tagesanbruch an dem Holzgitter, welches unsern Süderhof quer über den Deich lief. Er sah düster aus und heftete seine dunkeln Augen fest auf den großen Hof, die weiten von Linden und Ulmen umrauschten Gärten, und die fetten Felder und Wiesen, die zu ihm gehörten. Der kalte Morgenwind zerzaus'te sein Haar, und die hoch aufrauschende Fluth brach sich donnernd am Fuße des Deiches.

Wohl eine halbe Stunde mochte Prott hier gestanden

haben, als das Thor auf Süderhof geöffnet wurde. Cornelis Dirksen trat heraus, um, wie es seine Gewohnheit war, von der Krone des Außendeiches Wind, Meer und Himmel eine Zeit lang zu beobachten. Sogleich duckte sich Prott, legte sich platt auf den Deich und glitt wie eine Schlange über denselben hinweg. Auf der Seeseite angekommen, richtete er sich wieder auf, doch blieb er hier sitzen, mit dem Rücken gegen das Holzgitter gelehnt. Jeder, der seiner hier ansichtig ward, konnte ihn für einen Schlafenden halten.

Cornelis stand wenige Augenblicke später auf der andern Seite des Gitters. Er bemerkte den Sitzenden, ohne ihn zu erkennen. Als Prott gewahrte, daß der Nachbar auf ihn zuschritt, schnellte er mit staunenswerther Elasticität empor und hielt Dirksen augenblicklich mit beiden Armen so fest umschlungen, daß diesem das Athmen schwer fiel.

„Bist Du es, Erken?" sprach der Ueberraschte, sich mit aller Kraft gegen die unbequeme Umarmung sträubend. „Laß los, Du machst mir Schmerzen!"

„Thu' ich's wirklich?" versetzte dieser mit unheimlichem Augenfunkeln. „Hast Du's etwa nicht verdient?"

„Aber, Erken, so laß doch solche Scherze!"

Prott ließ seine Arme sinken und blieb, sie über seine eigene Brust kreuzend, vor seinem Nachbar stehen.

„Wie heißt ein Kerl, der seinen Freund verräth?“ sagte Prott.

„Ich verstehe Dich nicht,“ stotterte Dirksen.

„Wenn Dein Gedächtniß im scharfen Seewind gelitten hat oder so ganz voll ist von dem Geplärre einer verliebten Dirne, daß es auf offene Mannesrede nicht mehr merken kann, will ich Dir zu Hülfe kommen. Ein Verräther ist in meinen Augen immer ein Schuft, und wer seinem Freunde das Mädchen abspenstig macht und für sich selbst wegfischt, das er liebt, der verdiente ersäuft zu werden im Meere, wo es am tiefsten ist. Pfui über Dich, Cornelis!“

Erken Prott spuckte aus vor dem Besitzer des Süderhofes, indem er ihm wüthende Blicke zuwarf.

„Du kränkst mich unverdienter Maßen,“ versetzte Dirksen ruhiger, als Prott erwartet hatte und wünschte. „Mei Buhn ist allerdings seit einigen Tagen meine Braut, ich hab' sie aber weder Dir noch irgend einem Andern abspenstig gemacht. Mit welchem Rechte also nennst Du mich Verräther?“

„Du wußtest um meine Liebe zu ihr.“

„Liebte sie Dich?“

„Sie hätte mir die Hand gereicht, wie Dir! Heimlich, heimtückisch, recht wie ein Schurke schlichst Du Dich zu ihr und verdrängtest mein Bild aus ihrem Herzen.“

„Mei Buhn lud mich ein, sie zu besuchen Ich folgte dieser Einladung und gewann, als ich sie wieder sah, ihre Neigung.“

„Warum schwiegst Du gegen mich?“

„Ich fand keine Worte, als Du am Tage vor meiner Abreise nach Nordstrand mir mittheiltest, welche Hoffnungen Du hegtest. Was hätte es auch genützt? Du würdest meinen Versicherungen keinen Glauben geschenkt haben.“

„Verlacht, verhöhnt ward ich von dem Alten, als ich bei ihm ankam!“ tobte Prott.

„Das ist nicht wahr, Erken,“ versetzte Cornelis. „Buhn hat Dich ruhig abgewiesen, verhöhnen konnte er Dich nicht.“

„Gleichviel, seine Worte klangen wie Hohn, und ich — ich — o, ich möchte Dich verfluchen!“

Dirksen bot dem Erbitterten seine Hand.

„Erken,“ sprach er in versöhnendem Tone, „laß uns nicht in so erbitterter Stimmung scheiden! War es Unrecht von mir, daß ich meine Neigung zu der schönen Friesin und meine Absicht, mir sie zur Frau zu erküren, gegen Dich verschwieg, so bitt' ich Dich jetzt deshalb um Verzeihung! Man ist selbst nicht immer ganz Herr seines Willens und seiner Handlungen. Vergieb mir und laß uns auch fernerhin Freunde bleiben! Ich schwöre

Dir zu, daß ich Mei Dir von Herzen gegönnt hätte, wäre sie mit der Versicherung von mir gegangen, sie liebe Dich, nicht mich! Ein Mädchen, das für Dich nichts fühlt, kann Dir nichts sein. Die kleine Friesin war mir, nicht Dir bestimmt. Für Dich blüht anderswo ein schöneres Mädchen."

Prott wies die dargebotene Hand zurück.

„Sei vernünftig, Erken, und mache Dich nicht ohne Nutzen unglücklich," bat Dirksen.

„Ich bin es schon, bin es durch Dich," erwiderte Prott, „und wen ich hasse, dem kann ich auch nicht vergeben."

„Du thust mir aber Unrecht!" sagte Cornelis.

„Ich wollte, daß die See sich aufthürmte zu Bergen und Alles ersäufte!"

Dirksen zog seine noch immer ausgestreckte Hand jetzt zurück, indem er sich unwirsch umkehrte und mit den Worten: „Du sprichst im Fieber, nach ein paar Tagen wirst Du ruhiger geworden sein," den Deichrand wieder hinabstieg.

Erken Prott hielt ihn nicht. Er hob nur ein paar Mal die Faust und drohte dem sich Entfernenden. Dann rannte er die entgegengesetzte Böschung des Seedeiches hinunter und schritt hier, von Wind und Wellengebraus umtobt, halb besinnungslos nordwärts seinem Hofe zu.

Obwohl Cornelis sich selbst nicht ganz von Schuld freisprechen konnte, glaubte er doch eine so harte und wegwerfende Behandlung von Seiten seines Nachbars nicht verdient zu haben. Er gab sich deshalb alle erdenkliche Mühe, den so sehr Erbitterten zu beruhigen und anderen Sinnes zu machen. Erken Prott aber wies jede Annäherung mit Verachtung zurück, erlaubte sich, Drohungen der heftigsten Art gegen den ehemaligen Freund auszustoßen, und verhehlte es ganz und gar nicht, daß es ihm Vergnügen und Genuß bereiten werde, wenn es dem heimtückischen Freunde eines Tages recht schlimm erginge.

Unter solchen Umständen mußte sich Dirksen in das Unabwendbare fügen und den Freund für sich verloren geben. Diese traurige Wendung der Dinge machte ihm oft trübe Stunden, denn in so wenig volkreicher Gegend konnte die Nachbarschaft eines erklärten Feindes von großem Nachtheil sein.

Anfangs, als Cornelis noch immer die Hoffnung nicht aufgeben mochte, eine Versöhnung zwischen sich und Prott wieder zu Stande zu bringen, hatte er das Vorgefallene seiner Braut verschwiegen. Nachdem aber schon Wochen vergangen waren und die Haltung des ergrimmten Nachbars eher feindseliger als friedfertiger sich gestaltete, hielt er es für Pflicht, Mei Buhn davon in

Kenntniß zu setzen. Diese Mittheilung, in welcher auch die eigentliche Veranlassung der Feindschaft in keiner Weise beschönigt ward, hatte einen abermaligen Sühneversuch zur Folge, der jedoch dieses Mal von dem Vater der Braut ausging. Allein auch das vermittelnde Einschreiten Buhn's ward mit gleicher Hartnäckigkeit von Erken Prott zurückgewiesen.

Cornelis Dirksen konnte jetzt nicht mehr zweifeln, daß der unversöhnliche Nachbar auf Rache sinne, und er unterließ nichts, was ihn gegen etwaige heimliche Intriguen desselben schützen konnte.

Beide Nachbarn hatten sich seit dem letzten Zusammentreffen auf dem Außendeiche nicht mehr gesprochen. Nur von Weitem sahen sie einander; hier aber blieb Jeder auf seinem Grund und Boden, und ein persönliches Begegnen war nicht zu besorgen, da Beide einander instinktmäßig zu meiden schienen.

Indeß wollte es doch der Zufall, daß Prott und Dirksen einander noch einmal in's Auge blicken sollten. Es geschah dies nur wenige Tage vor der Vermählung Dirksen's mit der schönen Nordstranderin. Der bisherige Deichvoigt, dem auch die Inspection des zum Koog gehörenden Seedeiches anvertraut war, starb, und dieses so wichtige Amt mußte einem tüchtigen Manne wieder übertragen werden. Die Commune, zu welcher

der Koog des Norder= und Süderhofes gehörte, hatte den neuen Deichvoigt aus ihrer Mitte zu wählen. Hier nun, in der Commune=Versammlung begegneten sich die feindlichen Nachbarn, und zwar nicht nur als Wähler, sondern als zur Wahl Vorgeschlagene. Einer von Beiden, das war alsbald aus dem Gespräch der Wahlberechtigten zu entnehmen, mußte Deichvoigt werden. Zu Cornelis Dirksen's großer Freude erhielt Erken Prott die meisten Stimmen.

Cornelis glaubte diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen zu dürfen. Er wagte einen nochmaligen Versuch, den Nachbar sich zu versöhnen, indem er ihm wie alle übrigen Wähler zu dem erhaltenen Posten gratulirte. Es war ja immer ein Beweis großen Vertrauens, das man in ihn und seine Fähigkeiten setzte.

Erken Prott hörte nun zwar den Glückwunsch seines Nachbars an, er hütete sich aber wohl, ihm dafür zu danken. Statt dessen sagte er mit eiskaltem Tone, vor dem Cornelis innerlich erbebte: „Es freut mich, Nachbar, daß Ihr fortan in meiner Gewalt seid."

Sein Auge ruhte dabei so haßerfüllt auf dem jungen Manne, daß dieser zum ersten Male mit Bangen an die Zukunft dachte und der Gedanke in ihm aufstieg, es werde doch wohl besser für ihn und sein junges Weib sein, das er schon in nächster Woche von Nordstrand

nach Süderhof führen wollte, wenn er seinen Besitz im Koog gelegentlich verkaufe und sich wo anders, vielleicht auf jener fruchtbaren Insel, ansiedle.

5.

Am St. Thomastage gerade um die Mittagsstunde näherte sich eine kleine Flotille bunt bewimpelter Küstenfahrzeuge dem westlichen Strande Eiderstedt's. Auch auf den Kronen der Deiche wehten Flaggen, und in unmittelbarer Nähe des Anlageplatzes bei Süderhof lief quer über den Seedeich eine förmliche Allee von Flaggen, die weit in's Meer hinein sichtbar waren. Süderhof selbst trug an beiden Giebelenden derselben bunten Schmuck.

Am Sperrgitter des Deiches stand auslugend einer von Dirksen's Dienstboten. Als er jetzt die bewimpelten Schiffe über die langen graugrünen Wogen heranschwimmen sah, verließ er den Ausschau, um die übrigen Bewohner Süderhofs von der Ankunft des Herrn zu benachrichtigen. Alsbald versammelten sich alle Hausgenossen Dirksen's auf dem Deiche, und als die Flotille dem Strande nahe genug gekommen war, um sie anrufen zu können, ward sie mit wiederholtem Hurrah und vielen in die Luft gefeuerten Büchsenschüssen begrüßt.

Diese Flotille kam von Nordstrand und trug das junge Ehepaar nebst den Verwandten und Freunden, welche der Hochzeit Cornelis mit der jungen Mei Buhn beigewohnt hatten. Sie gaben jetzt den Neuvermählten das Geleit nach dem Koog, um auf Süderhof eine Nachfeier des fröhlichen Festes zu begehen. Drei volle Tage sollte diese Nachhochzeit dauern, dann wollten die Verwandten der Braut, größtentheils Bewohner von Nordstrand und Pellworm, wieder in ihre Heimath zurückkehren.

Von den Schüssen aufmerksam gemacht, erstieg auch Erken Prott den Deich. Er wußte zwar, daß sein glücklicher Nachbar vor ein paar Tagen das Mädchen, das ihn bezaubert hatte, geehlicht habe, dennoch packte ihn jetzt, wo er die Gewißheit des Geschehenen handgreiflich vor sich sah, ein so wilder Schmerz, daß er laut aufschrie. Er hätte in Thränen ausbrechen mögen, oder wie ein Rasender um sich schlagen können. Da führte der glückliche Nebenbuhler das Mädchen jubelnd in sein Haus, während er einsam auf seinem Hofe saß und kein Mensch sich um ihn kümmerte! Und dieses Verlassensein hatte er ganz allein dem heimlichen Cornelis zu verdanken, dem er so rückhaltslos sein Herzensgeheimniß verrieth und der ihm dann so schändlich sein ganzes Lebensglück entwendete! Daß es für solchen Freundschaftsverrath keine Strafe gab, das

gerade war es, was den leidenschaftlichen Prott erbitterte, und ihn Tag und Nacht auf Rache sinnen ließ.

An sein Sperrgitter gelehnt, sah er der Ausschiffung der Hochzeitsgäste zu. Es dauerte kaum eine Viertelstunde, da war der Hochzeitszug hinter dem Deiche verschwunden. Die Flaggen nur grüßten noch in die kalte, graue Luft hinein, und die auf den Strand gezogenen Fahrzeuge der Insulaner lagen unbewacht im zähen Schlick des Vorlandes. Es war Ebbe, das Meer weit zurückgetreten. Schwarz, als hätte man es mit Kohlen überstreut, lag das Watt unter dem schweren, grauen, frostigen Winterhimmel.

Die innere Unruhe trieb Erken Prott über den Deich. Er ging immer weiter südwärts, und bald vernahm er die Klänge heiterer Musik aus Süderhof, dessen Fenster schon von hellem Lichtschein glänzten. Ein pfeifender Windstoß machte Prott seewärts blicken und dann auf den Zug der Wolken achten. Der Wind hatte sich gedreht, es war heftige Bewegung in der Luft.

„Gäbe es doch Sturm!“ seufzte Prott. „Sturm würde mir wohlthun; diese fürchterliche Ruhe in der Natur raubt mir noch den Verstand.“

Wieder vernahm er die lustigen Klänge der Musik auf Süderhof, und an den schwebenden Schatten, welche um die hellen Fenster gaukelten, gewahrte er, daß man tanzte.

Er biß die Zähne zusammen und knirschte: „Könnte ich nur einen einzigen Reigen mit ihr tanzen, die Du mir gestohlen hast, ich wollte sie umfassen, daß sie in meinen Armen erstickte!“

Ein hohles, dumpfes Dröhnen ließ sich auf dem Meere hören. Das vor Kurzem noch schwarze Watt sah jetzt aus, als wäre es mit frisch gefallenem Schnee bedeckt.

„Die Fluth kam, und mit der Fluth ein Wettersturm!“ sprach Erken Prott, leichter aufathmend. „O, wie dankbar wollte ich dem Himmel sein, wenn der Orkan und die wilde See dem jungen Paare einen recht muntern Hochzeitstanz vorspielte!“

Prott stieg hinunter an den Strand und näherte sich den Schiffen. Noch erreichte diese nicht die Fluthwelle. Sie lagen unbeweglich fest im Schlick, und zwar so tief, daß es dem jungen Deichvoigte auffiel. Die Neugier trieb ihn einher, aber schon nach wenigen Schritten blieb er wieder stehen, um alsdann in größter Eile an den Deichrand zurückzukehren.

„Die Thoren, die unvorsichtigen Thoren!“ rief er aus. „Wen Gott verderben will, den schlägt er bei sehenden Augen mit Blindheit! Cornelis Dirksen hat seine Freunde schön gebettet! Im Taumel der Freude sind die Leichtsinnigen am falschen Strande gelandet. Nicht auf dem Schlick-, auf dem Saugwatt liegen die Fahrzeuge!“

Erken Prott stand schon wieder auf der Deichkrone. Sein funkelndes Auge ruhte auf dem Meere, forschte in der Luft, beobachtete den raschen Flug des Nebelgewölkes, das dick westlandswärts rollte.

„Es kann angehen!“ sprach er laut auflachend. „Ein starkes Wehen gibt es unbedingt, und wenn ich meine Zeit abpasse, so muß es mir gelingen. Nur der Wind darf nicht umlaufen, wenigstens nicht vor sinkender Nacht!“

Beflügelten Schrittes ging Prott wieder vorwärts. Nur wenn der Deich eine Biegung machte, blickte er zurück nach den hell glänzenden Fenstern von Süderhof, dessen fröhliche Bewohner und Gäste keine Ahnung von der Gefahr hatten, die mit jeder Secunde, mit jedem Athemzuge des fluthenden Meeres mahnend an die Umwallung des Deiches schlug. Mit Sonnenuntergang schwoll der Wind zum Sturme an. Auf Süderhof hörte man sein Brausen nur wenig, da sich die Sturmwelle am schützenden Deiche brach. Auch glaubte Niemand an Gefahr; denn der Deich war fest gebaut und widerstand selbst einer sehr hohen Sturmfluth.

Cornelis Dirksen dachte an Mei's Seite nicht mehr der jüngsten Vergangenheit. Im Besitze der Geliebten lebte er jetzt nur dem Augenblicke und dem Glücke, das der Himmel ihm geschenkt hatte. Mutter Maiken, zufrieden, den Sohn glücklich zu sehen, legte ihren steifen Ernst

ebenfalls ab und unterhielt sich mit dem alten Buhn so traulich, als hätte sie den Nordstrander schon Jahre lang gekannt. Da ließ sich plötzlich ein langgezogener Hornruf hören, der rasch hinter einander ein paar Mal wiederholt ward.

Buhn achtete zuerst auf das anfangs ferne, nur schwach vernehmbare, dann in größerer Nähe ertönende Signal.

„Der Deich muß gefährdet sein," sprach er sich erhebend und zu Cornelis tretend, der plaudernd an der Seite seiner jungen Gattin saß. „Hat er noch verwundbare Stellen?"

Dirksen erinnerte sich sogleich der östlichen Biegung und der Abspülungen, die sich hier an der Böschung befanden. Es ward an deren Ausbesserung bereits gearbeitet, ganz zu Stande gekommen aber war man noch nicht damit. Der merkwürdig hohle Ton des Signalhornes brachte eine unheimliche Stille in der bisher so lauten Gesellschaft hervor. Das Sausen des Sturmes und das Anprallen der Wogen ward in dieser Stille deutlich vernommen.

„Auf der Deich, alle Mann!" rief jetzt der Besitzer von Süderhof, führte die erschrockene junge Frau seiner Mutter zu, und war der Erste auf der Diele, um hier an seine Dienstboten Schaufeln und Hacken zu vertheilen,

und die so Bewaffneten an die bedrohte Stelle des Deiches zu führen.

„Rettet die Schiffe!“ sprach da eine Cornelis wohlbekannte Stimme. Erken Prott stand wenige Schritte von ihm entfernt unter dem Thorwege. Er trug die Kleidung eines Lootsen, und an einer Schnur um den Hals das Signalhorn.

„Die Schiffe?“ fragte Buhn verwundert.

„Sie sind verloren, wenn Ihr nicht eilt!“ fuhr Prott fort, verließ, ohne weiter Rede zu stehen, den Hof, und erklomm schnell den Deich.

Cornelis Dirksen, von seinem Schwiegervater begleitet und umgeben von seinen männlichen Dienstboten, folgte dem mahnenden Nachbar. Die Nacht war finster, nur die brandende See legte um den Fuß des Deiches weiß glänzende Schaumgürtel. Ein strudelndes Wogen, als spiele das Meer mit ungeheuern Schneeballen, tobte um die schwarzen Körper der Schiffe und machte diese häufig unsichtbar. Cornelis erkannte sogleich die Gefahr. Entschlossen rief er den Seinen zu, ihm zu folgen.

„Noch ist es Zeit,“ sprach er, „noch können wir sie retten. Sie liegen auf dem Saugwatte. Ohne die starke Fluth würden sie jetzt schon zum Deck im kleiigen Sande versunken sein!“

Er stürmte die Böschung des Deiches hinab. Von

Brandungen überschüttet, löste er die Taue an den Ankern, und nun begann jenes monotone, melancholische Johlen, das arbeitende Schiffer beim Einholen stets anstimmen, damit sie rascher und in sicherem Takte ihre Kräfte anstrengen können. Das einschluckende Saugwatt aber war stärker, als die schwache Kraft der Menschen. Erschöpft ließen sie ab, um Athem zu schöpfen. Es waren im glücklichsten Falle nur noch drei Fahrzeuge zu retten, wenn die immer höher gehenden Wogen überhaupt ein längeres Verweilen am Strande erlaubten.

„Er fürchtet die See!" hörte Cornelis in höhnischem Tone Erken Prott zu Buhn sagen. „Der Kuß einer jungen Frau mag freilich besser munden, als ein Kübel von Salzwasser. Wer aber nichts wagt, der kann heute nichts mehr gewinnen. Am Hintersteven ist der rechte Platz für einen muthigen Mann!"

„Bei Gott, er hat Recht!" murmelte Dirksen. „Und ich will's ihm zeigen, daß ich auch der Mann der kühnen That bin, wenn es verlangt wird. Hinaus auf's Watt!"

Buhn wollte den Fortstürzenden halten, indem er ihm gebieterisch zu bleiben befahl. Cornelis aber hörte nicht und wollte nicht hören, um den feindlichen Nachbar zu beschämen. Von weißem Gischt übersprudelt, watete er auf's Watt. Das Wasser reichte ihm bis an die Hüften.

Zwei seiner Leute, die zuverlässigsten von Allen, folgten dem Beispiel ihres Herrn. Wieder erscholl das monotone, ängstlich klingende Johlen, aber die Arbeitenden sanken tief ein in das Saugwatt.

„Zurück, Cornelis, zurück Alle!" schrie Buhn. „Das Watt verschlingt Euch sammt den Schiffen!"

Das Rufen verstummte, eine weißköpfige Woge rollte über die Häupter der drei Männer, die fest gewurzelt im Sande standen und sich gegenseitig zu helfen suchten.

Erken Prott stieß noch einmal in's Horn, dann wollte er den Teich ersteigen. Buhn erfaßte seinen Arm.

„Ihr habt drei Menschenleben auf Euerm Gewissen, wenn Ihr nicht Hülfe schafft," sagte der Nordstrander. „Mein Schwiegersohn versinkt im Watt!"

Prott machte sich los von Buhn's Hand. „Verschluckt ihn das Watt, so sind wir quitt," sprach er mit fürchterlicher Ruhe. „Hat er mir die Braut gestohlen, weshalb soll gefräßiger Seesand der feig erschlichenen Frau nicht den verschlagenen Mann heimlich entwenden?"

„Prott, Prott, Erken Prott!" rief verhallend in Wind und Wellengebraus die schon erstickende Stimme Dirksen's, während rothes Fackellicht auf der Krone des Deiches aufleuchtete, und die junge Frau im bräutlichen Schmucke, auf Mutter Maikens Arm gestützt, zwischen einigen Hochzeitsgästen sichtbar ward.

Eine eiserne Faust packte in diesem Augenblicke den jungen Deichvoigt. Es wahr Buhn, der ihn hielt.

„An Deinen Platz, Voigt!" befahl kaltblütig der alte Nordstrander, und stieß mit Riesenkraft Erken Prott in's Meer und auf's Watt. „Hilf jetzt denen, die Du gerufen hast, oder gehe zugleich mit ihnen zu Grunde!"

Eine Woge spülte über Prott an den Deich und riß ihn zurückrollend mit sich. Er raffte sich auf, um sich schwimmend zu retten, aber der tückische Sand mit seinen zähen Schleimfängen hielt schon seine Füße umschlungen. Im grellrothen Schein der Fackeln, unter dem Jammerruf der entsetzten jungen Frau, in schweigsamem Hinstarren Mutter Maikens auf das kalte Grab ihres Sohnes versank der unglückliche Rival wenige Schritte von seinem Freunde, dem er hundert Mal den Tod geschworen hatte. —

Als der Morgen wieder graute, sah man am Strande im Osten von Süderhof keine Spur mehr von einem Schiffe. Erst als die Fluth ablief, zeigten sich kurze Mastspitzen über dem Meere. Cornelis Dirksen mit seinen Leuten und sein Verderber, Erken Prott, blieben spurlos verschwunden.

Buhn reiste einige Tage nach dieser schrecklichen Begebenheit mit seiner betrübten Tochter nach Nordstrand. Mutter Maiken, die ihn begleiten wollte, blieb auf Süderhof, wo sie einsam und in völliger Schweigsamkeit noch

Willkomm, Ernst,

Am häuslichen Herd Criminal- und Strandgeschichten

Bd.: 1

Gotha 1859